

Goethes Gartenhaus an der Ilm in Weimar

DIE NEUE ZEIT UND „DER BAUMEISTER“

Wie der einzelne Mensch, so zieht auch der Organismus einer guten Zeitschrift, welche klare, stetige und kraftspendende Quelle kultureller und geistiger Anregungen zu praktischer Tat sein soll, ihre besten Kräfte aus dem Boden, auf dem sie entwickelt wurde, und aus dem geistig-seelischen Bereich, in welchem sie auf lange Sicht gedeihen kann.

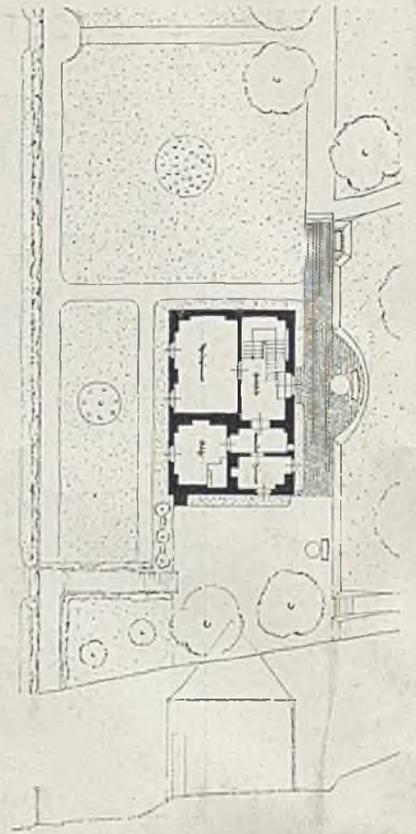
„Der Baumeister“ nennt wohl nicht ohne Grund und sichtbare Auswirkung München seine engere Heimat, denn zum großen Teile ist sein Ziel und seine Aufgabe (siehe immer noch: Beilage im Juniheft 1927) mit dem inneren Wesen und der eigentlichen Sendung dieser Stadt, in welcher er auch erscheint, eng verknüpft.

Anlässlich der Grundsteinlegung zum neuen Hause der Deutschen Kunst in München wurde diese Sendung vom Kanzler des neuen Deutschen Reiches feierlich bestimmt, indem er München als zukünftigen Schwerpunkt deutschen Geistes- und Kulturlebens erklärte im Ausgleich zum Übergewicht der Reichshauptstadt auf politischen und auf materiellen Gebieten. München hat damit zwar wohlverdiente Ehrung, aber auch ernste und verpflichtende Aufgaben empfangen, deren nächstes Ziel auf *baukulturellem* Gebiet als gleichzeitig wichtigstem Bereich unserer Zeitschrift hier näher angedeutet werden soll. Ebensowenig wie „Politik“ im neuen Reiche Selbstzweck sein kann und vielmehr im Sinne eines wirk-





Goethes Gartenhaus
Gartenplan im Maßstab 1:500



samen „Sozialismus der Tat“ dem Volksganzen dienen muß, können auch „Kunst“ und „Kultur“ nicht mehr allein als enge und exklusive Bereiche begüterter oder einflußreicher Persönlichkeiten und Kreise gelten.

Vor allem aber sollen „Bau“kultur und „Bildende“ Künste neben den besonderen, wenigen Spitzenleistungen vorbehaltenen Aufgaben (Repräsentation, Symbolik usw.) in der überwiegenden und großen Zahl ihrer Schöpfungen nun wieder in einem weiteren, tieferen und schöneren Sinne teilnehmen an solchem „Sozialismus der Tat“, und zwar auf Grund wohl vorbereiteter Folgen planvoller Handlungen, die dem Verantwortungsgefühl wahrer Menschlichkeit, somit echtem nationalsozialistischem Geiste entspringen.

Das Ziel solch planvoll gerichteter Handlungen auch auf den Gebieten der Bildenden Künste und der Baukultur hat unser verehrter und geliebter Führer selbst neu und klar herausgestellt, indem er — nicht nur im Sinne des „Dopolavoro“ — sagt: „Ich will dem deutschen Volke auch die *Lebensfreude* wiedergeben!“ Das ist wohl jene *Lebensfreude*, ohne die auf lange Dauer weder ein gesunder *Körper*, noch ein sittlicher, auf das Wohl und die Erhaltung des Ganzen, des Staates, gerichteter *Wille* bestehen kann. Jene *Lebensfreude*, die nur *tägliche* Freude und *andauern-*
des Erleben bedeuten kann und die daher auch im

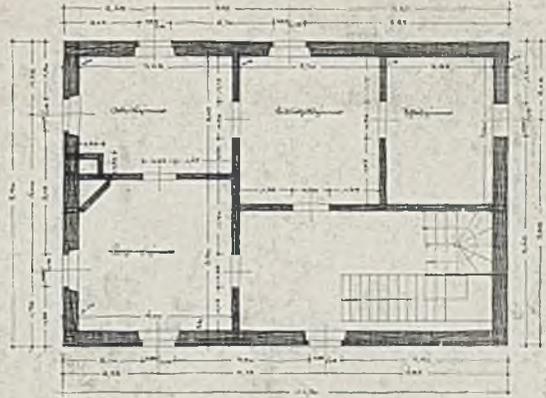
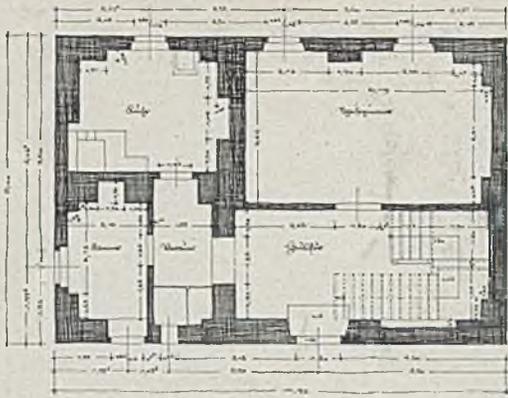
engsten, eigenen Lebensbereich, in der täglichen Umwelt und somit in der Wohnung, im Heime vorbereitet und dort in wirtschaftlich tragbarer Weise verwirklicht sein muß.

So werden das *eigene* Heim, also Haus und Garten, und dessen *Einrichtung*, ihr Tauglichmachen zum *Bewohnen*, auch wieder Aufgabe und Ziel von Staats- und Kulturpolitik — nicht etwa zum Zwecke politischen Mißbrauches (wie etwa jene sogenannte Baukunst des „Systems“ unter der Herrschaft des alles Menschliche und Persönliche tötenden „*Kollektivismus*“), sondern nur im Sinne eines richtigen „*Ansatzes*“ im Rahmen des Staates und Volksganzen, aber bei voller Freiheit der inneren organischen Entwicklung.

„Bildende Kunst“ und „Baukultur“ sollen also *fortan vor allem Freude geben*.

Mit dieser Zielsetzung ist Möglichkeit gegeben für das vorerwähnte „planvolle“ Handeln, und zwar auch bezüglich der konkreten Aufgaben, ihrer technischen und wirtschaftlichen Organisation, der Bildung und Erziehung und — nicht zuletzt — auch der Gesetzgebung; jawohl, sogar in dieser Hinsicht: *auch der Gesetzgebung!*

Mit dem neuen Jahre soll in vorstehendem Sinne eine neue Welle der Anregungen und des neuen, frischen Handelns von München aus in Wort, Schrift und Tat zunächst in den Bereich des *deutschen*



Raumes, dann aber auch darüber hinaus im Sinne bester und wirksamster, weil echter Kulturpolitik in andere, befreundete Kulturländer ausstrahlen. Ihr erster Träger wird sein:

„Die Deutsche Siedlungsausstellung München 1934.“ Diese setzt sich zum Ziele, das in geistiger Grundlage und wirklicher Gestaltung zu zeigen, was nicht nur zur Befriedigung bitterster Notdurft, sondern darüber hinaus zur Schaffung dauernder Freude, langwährenden und widerstandsfähigen nationalen Glückes als notwendig und als *normalerweise* tauglich in Zukunft angesehen werden muß.

Der „Baumeister“ wird — wie bisher — auch weiterhin sich vornehmlich diesen gleichen Aufgaben widmen und vor allem auch die vorerwähnten und zusammengehörigen Gebiete der Organisation, Bildung und Gesetzgebung unter teilweiser Erweiterung des Gesichtswinkels auf allgemeinere und größere Aufgaben (Landes- und Wirtschaftsplanung usw.) einzubeziehen suchen.

Dieses erste Heft des neuen Jahres beginnt mit Goethes Gartenhaus als Sinnbild notwendiger geistiger Sammlung und körperlicher Erholung, zeigt neue bayerische Postbauten als Beispiel dafür, daß auch der *Dienst* im und am Staate vor sich gehen kann in sauberem und *freundlichem*, landschafts- und volksverbundenem haultichen Rahmen unter gleichzeitiger Förderung von Baukultur und Bildenden Künsten (Freskomalerei, Schrift, Hoheitszeichen, Brunnen, Plastik), also hier: der *Dienst* im Zeichen der Freude! Weiterhin das landschaftverbundene volksechte Wohnen in *früherer* (Berghöfe in Tirol) und das naturnahe in heutiger Zeit (ein Landhaus bei Meran).

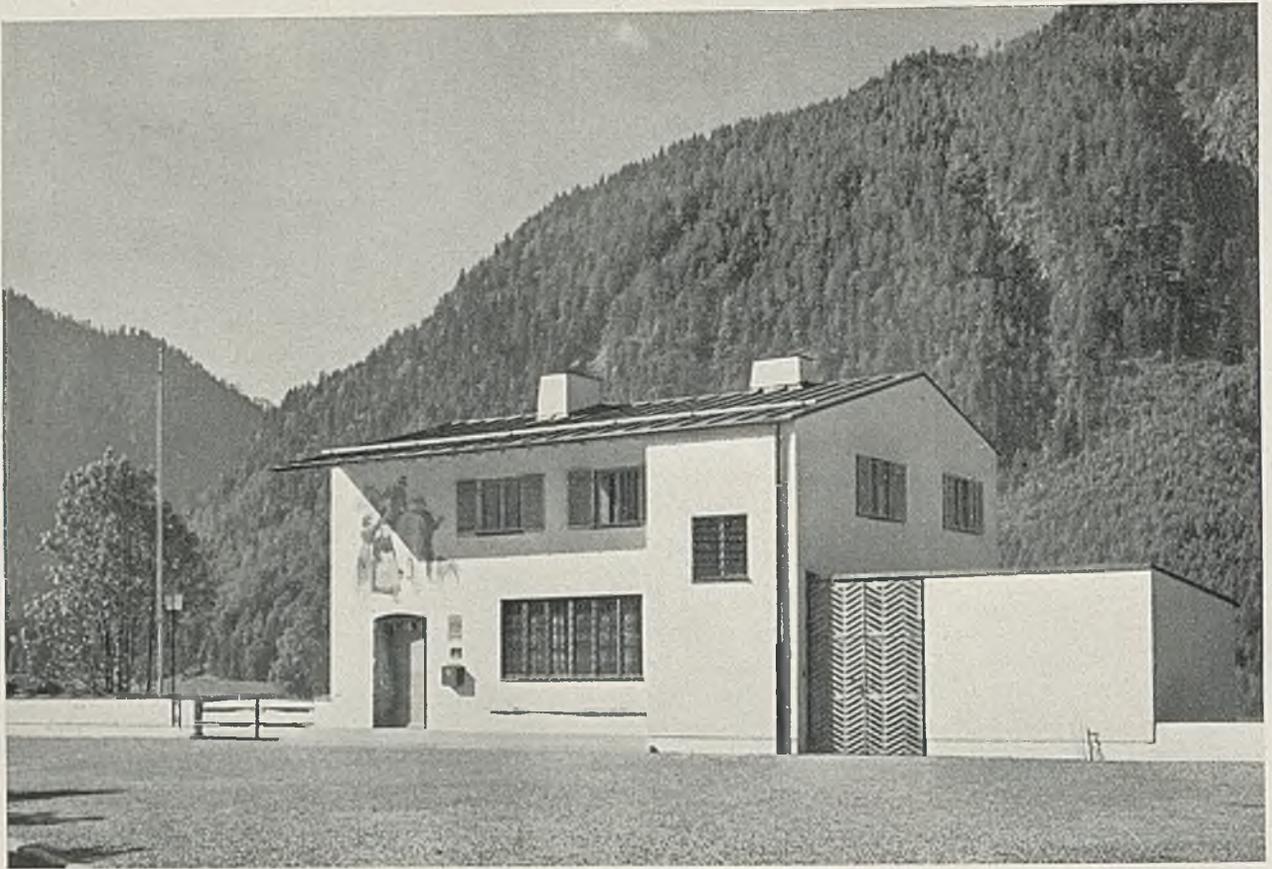
Mit der Farbtafel einer Marmormosaikarbeit wird die Reihe jener sorgsam ausgewählten Beispiele früherer Hefte fortgesetzt, welche in Sinn und Technik die *Bindung* „bildender“ Kunst innerhalb echter „Bau“-Kultur aufzeigen sollen.

Guido Harbers



Arbeitszimmer in Goethes Gartenhaus zu Weimar. Oben Grundrisse

Höchster Wirkungsgrad im Wohnwert ist hier gewiß nicht erreicht — vielleicht von Goethe auch gar nicht gewollt. Ruhe, Sammlung wird ihm wichtiger gewesen sein

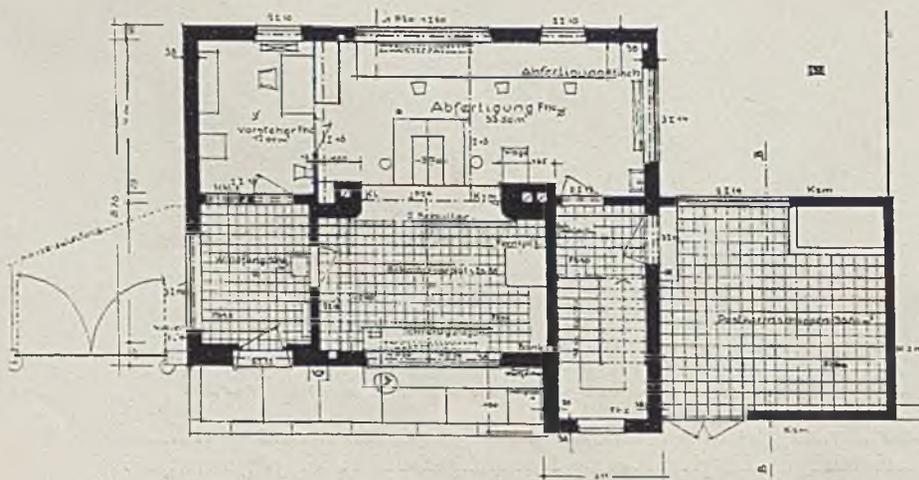


Das Postamt in Bayrischzell

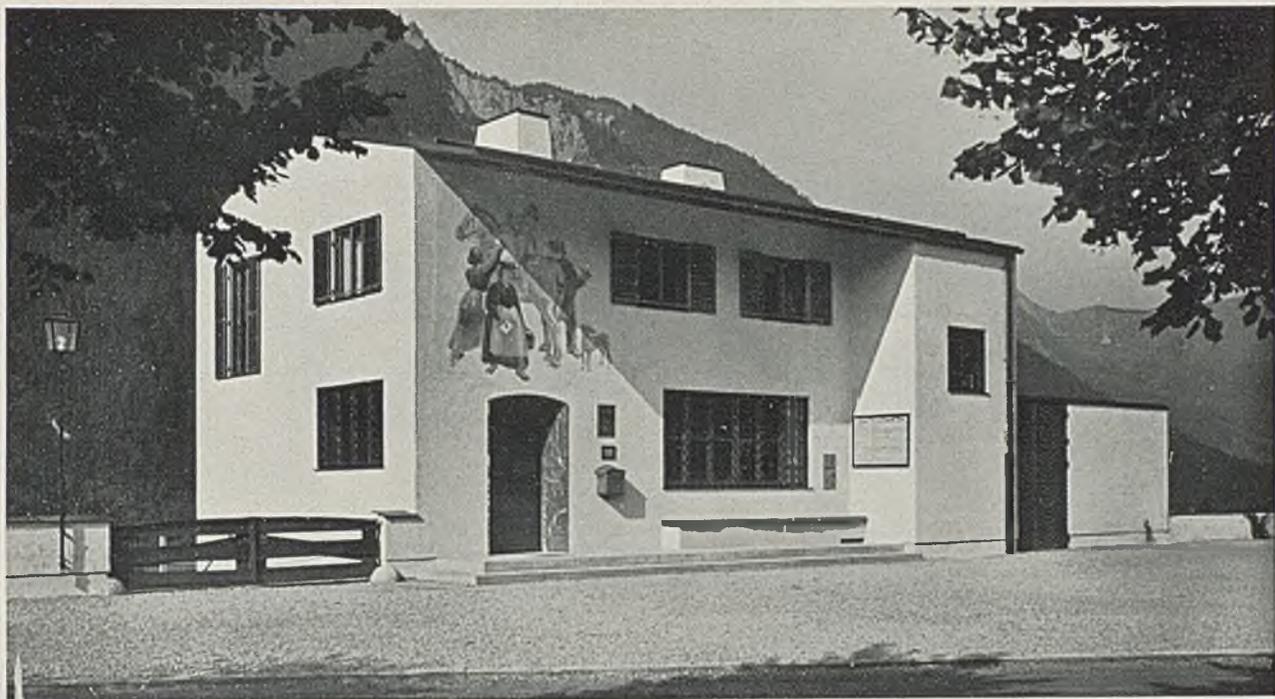
NEUE POSTÄMTER IM BEREICH DES REICHSPPOSTMINISTERIUMS ABTEILUNG BAYERN

Nicht ohne Absicht lassen wir hier Goethes Gartenhaus diese Postbauten junger bayrischer Architekten, welche sich im Hochbaureferat München sozusagen ihre Spuren verdienen, folgen. Namen tun insofern nichts zur Sache, als das ganze Schaffen — zumindest bezüglich der Postbauten auf dem Lande — bei aller Vielgestaltigkeit der Formen, der Konstruktionen, Einzelheiten, der verwendeten Baustoffe und der Grundrißanordnungen doch nur ein gleicher

Geist beherrscht, derjenige einer guten, ehrlichen und gewissenhaft das Gegebene an Baustoffen, Bauformen der Umgebung und Schönheiten der Landschaft nutzenden Baugesinnung, die das Freundliche, das Klare, Saubere und Einfach-Schlichte will — bei aller Verschiedenheit der Zeit, der Formen, der Aufgabe doch ein und derselbe Baugeist. Man vergleiche nur die Einzelheiten in den Tafeln!

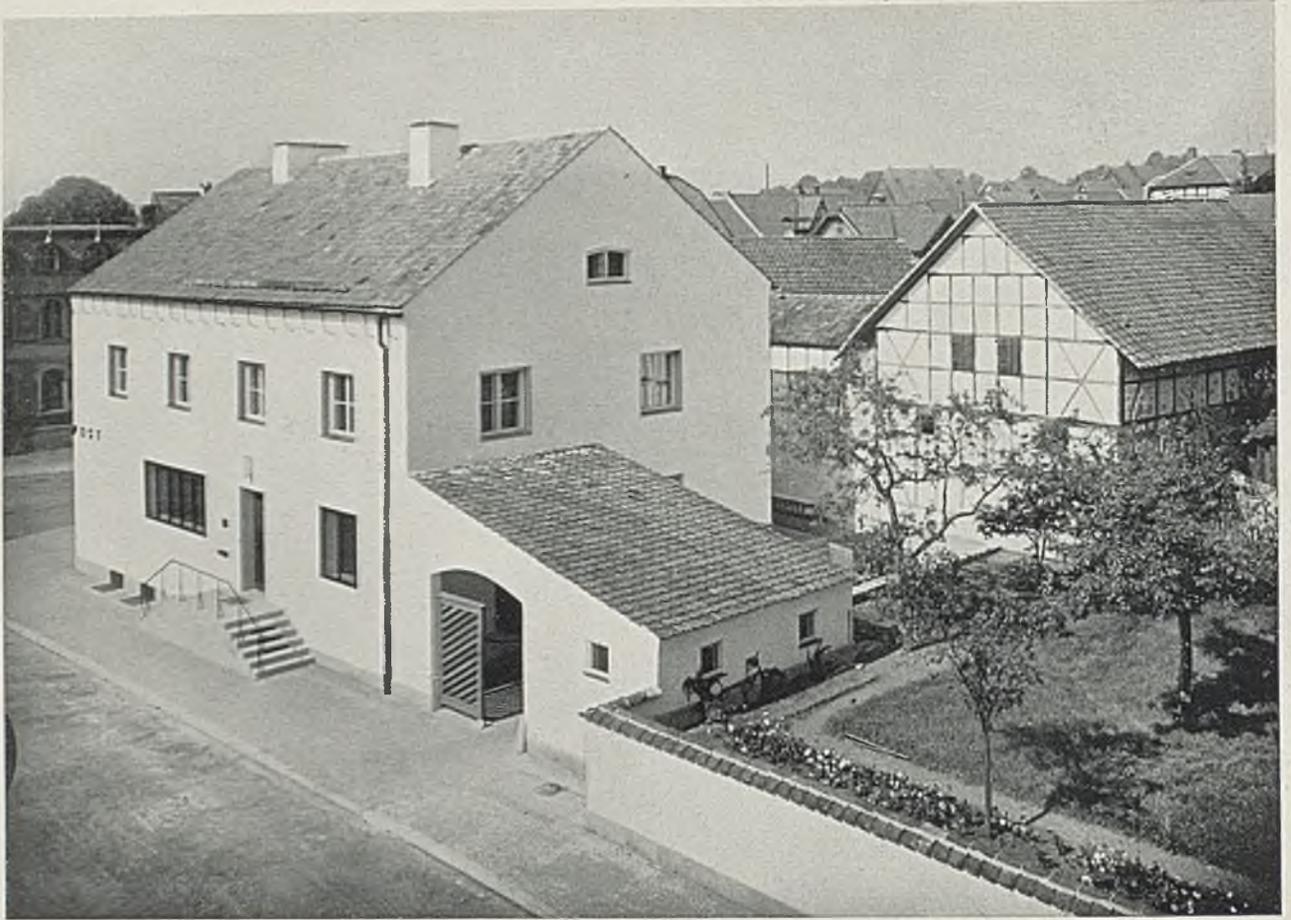


*Grundriß
Erdgeschoß
im Maßstab
1:200*



Postamt in Bayrischzell. — Unten Fresko über der Eingangstüre zum Postamt

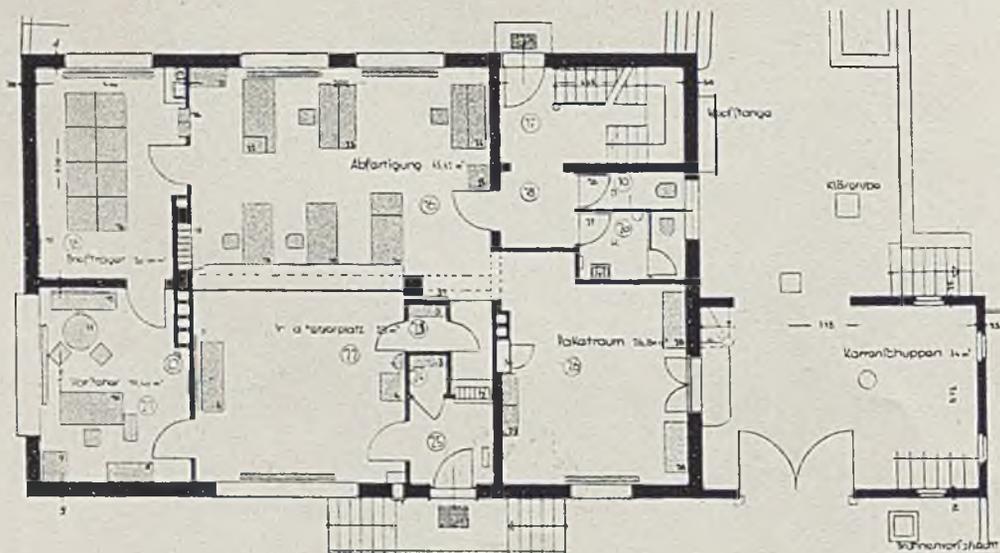




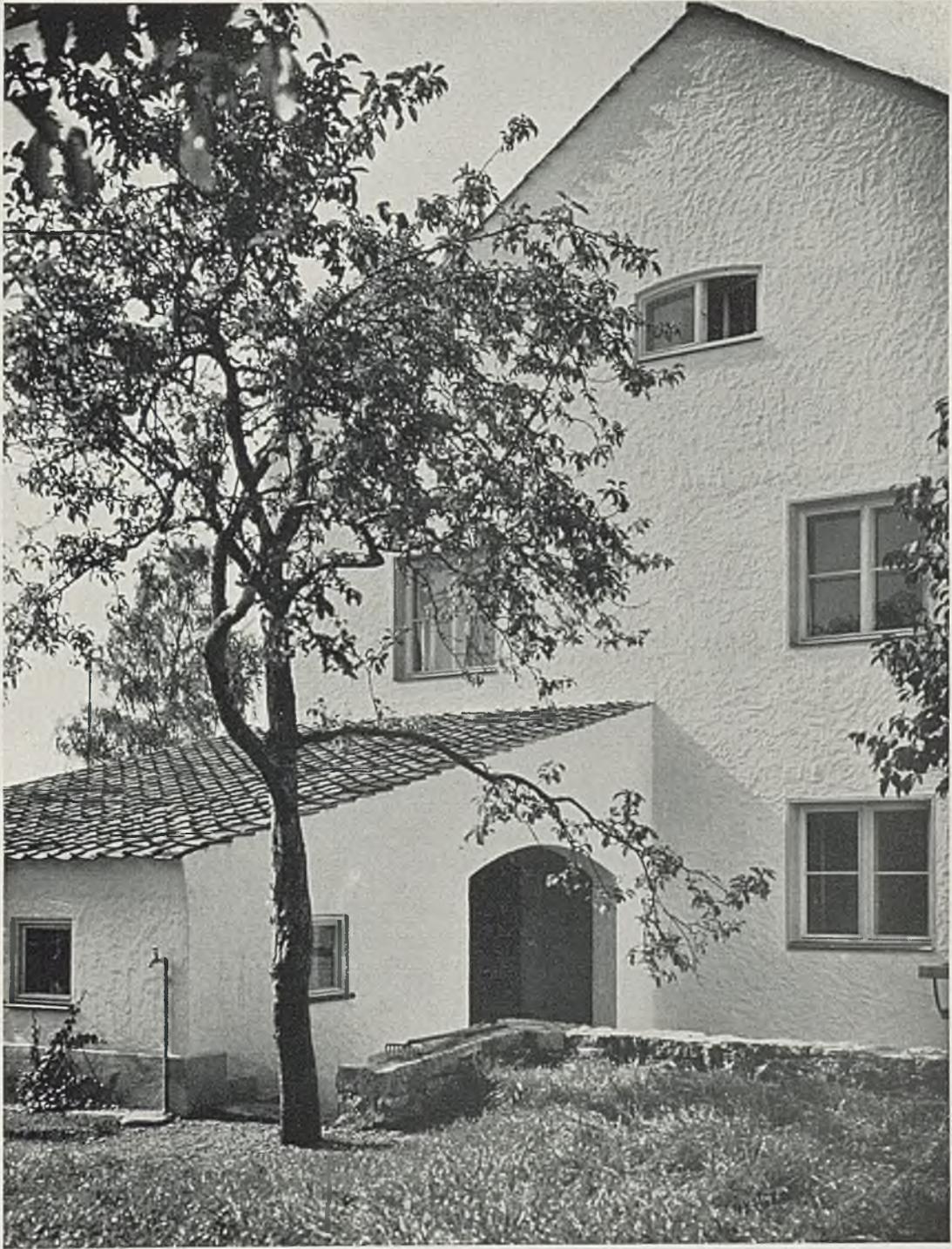
Postamt Rodach bei Coburg inmitten alter Bauernhöfe (siehe Tafel 5—11)

Je nach Landschaft und baulichem Charakter der Umgebung ist die Gestaltung eine abweichende. Das Postamt in Bayrischzell und dasjenige in Rodach bei Coburg sind in Größe und Form wirklich grundverschieden. Jedes paßt indessen genau in die Umgebung: das eine in das stille, sonnige grüne Bergtal mit seinen herben, kräftigen und sinnfälligen Formen und Gegensätzen im

Materialcharakter, im Weiß der Wand, der Farbe im Fresko, dem farbigen Glanz des Türmarmors und dem dunklen Samtton des Holzwerks — das andere mit seinen knappen, aber zarteren Formen zu den Bauerngehöften der Nachbarschaft, welchen gegenüber sie trotz allen guten „nachbarlichen Verhältnisses“ doch eine kleine „Distanz“ wahren — eben als „Amt“.

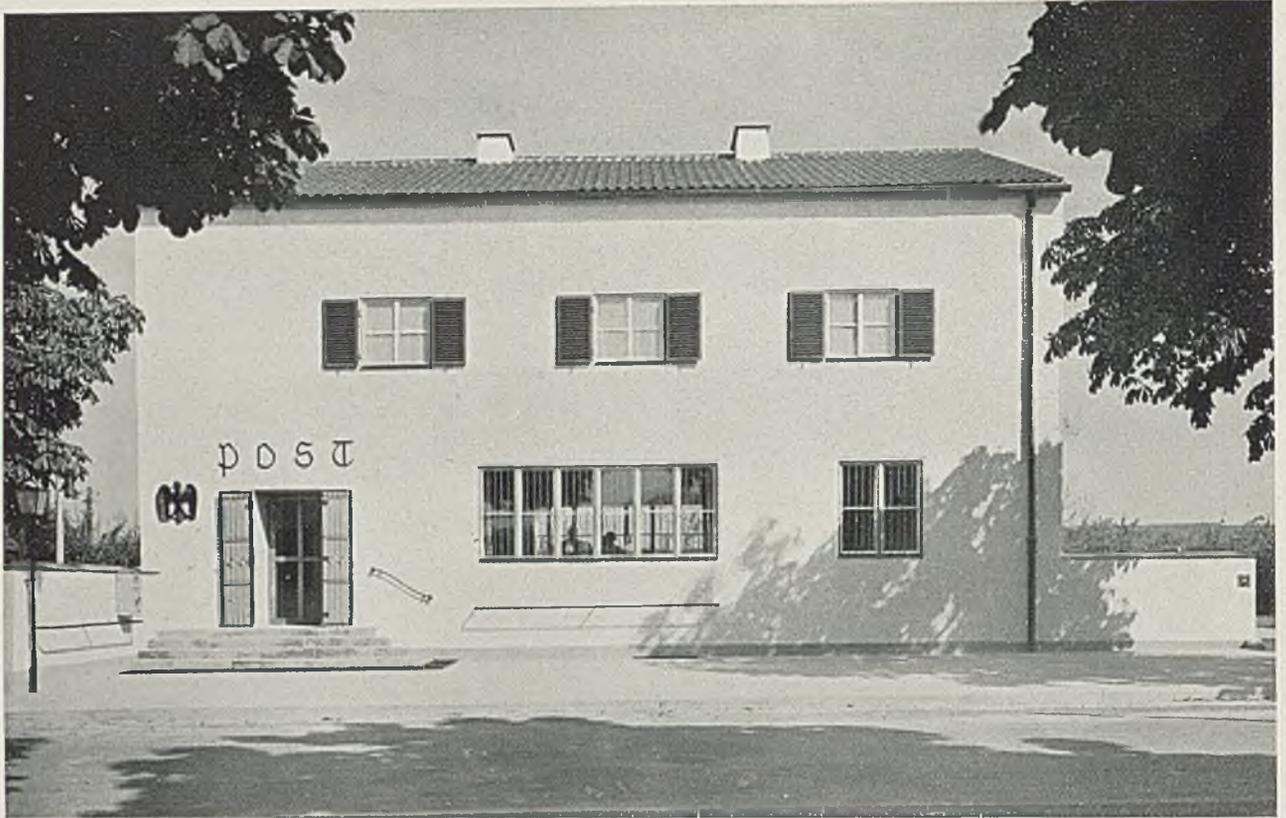


Grundriß Erdgeschoß



Postamt Rodach bei Coburg. Ecke im Obstgarten

Gewiß ist an diesem Bauwerk weder im ganzen noch im einzelnen etwas „daran“. Und doch übt es auf den feiner empfindenden Betrachter einen großen Reiz aus, dessen besonderen Anlaß wir durch entsprechendes stückweises Abdecken des Bildes bald im unteren Teil erkennen: im Raume, der von Giebelwand, Schuppen, Rasen mit Mäuerchen und Baum gebildet wird. Das ist wirklich eine Einheit, ein voller Erlebniswert — ein Sinnbild der Ruhe und des Behütetseins, weitab jedoch von jeder Romantik, die allzuleicht allem, was bildmäßig sich gut darbietet, nachgesagt wird.

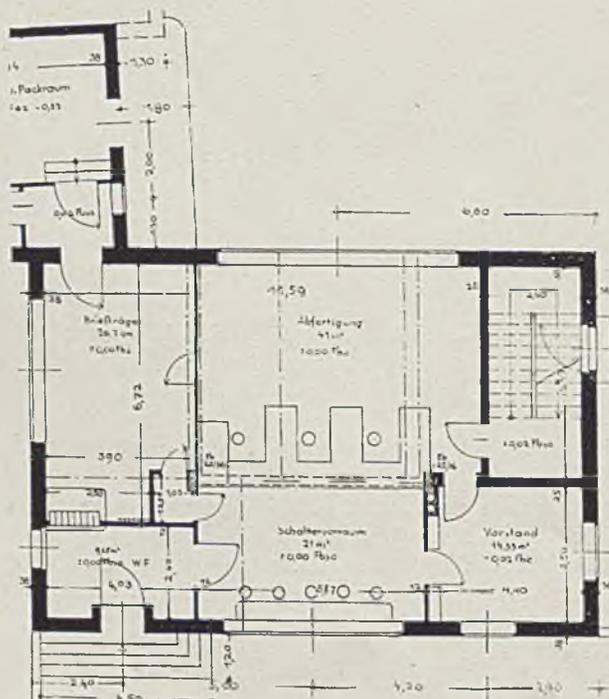


Postamt Herrsching (siehe Tafel 12, 13). Straßenansicht

Sehr aufschlußreich für die Qualität und den Einsatz der *geistigen Leistung* im Entwurf ist ein Vergleich der Erdgeschoßgrundrisse. Aus eigener Postpraxis 1922-23 ist mir noch gut erinnerlich, wie man nach dem vierten oder fünften Entwurf zu verschiedenen Postämtern der Meinung war, nun kämen nur noch Wiederholungen mit unwesentlichen Änderungen in Frage: die Typisierung

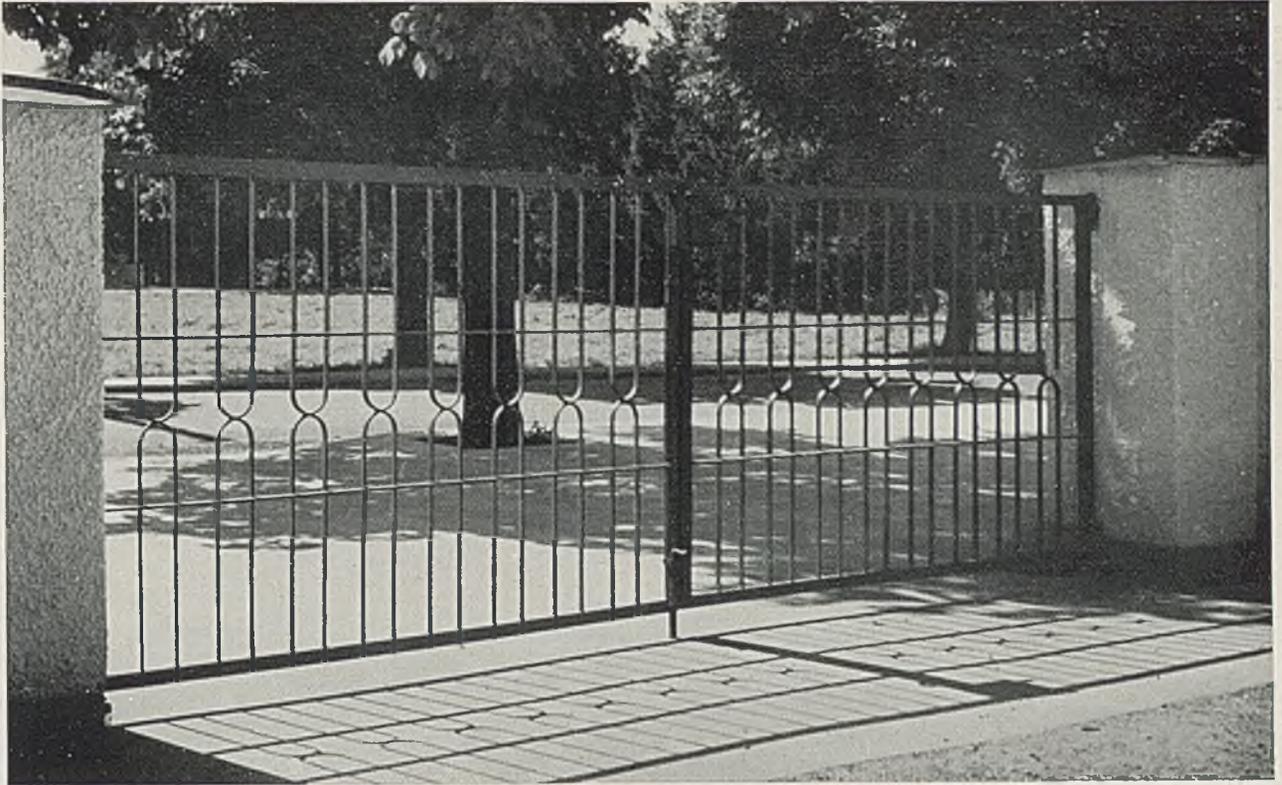
sei erreicht. Die Weiterentwicklung und Differenzierbarkeit, welche jener Zeit gegenüber heute in Grundriß, Gesamtform, Raumbildungen und Einzelheiten (allein schon die Gitter!) erreicht wird, ist für uns aus der Anfangsgarde erstaunlich: Wir sind stolz und freuen uns, auch einmal „dabei“, „von der Partie“ gewesen zu sein.

Harbers

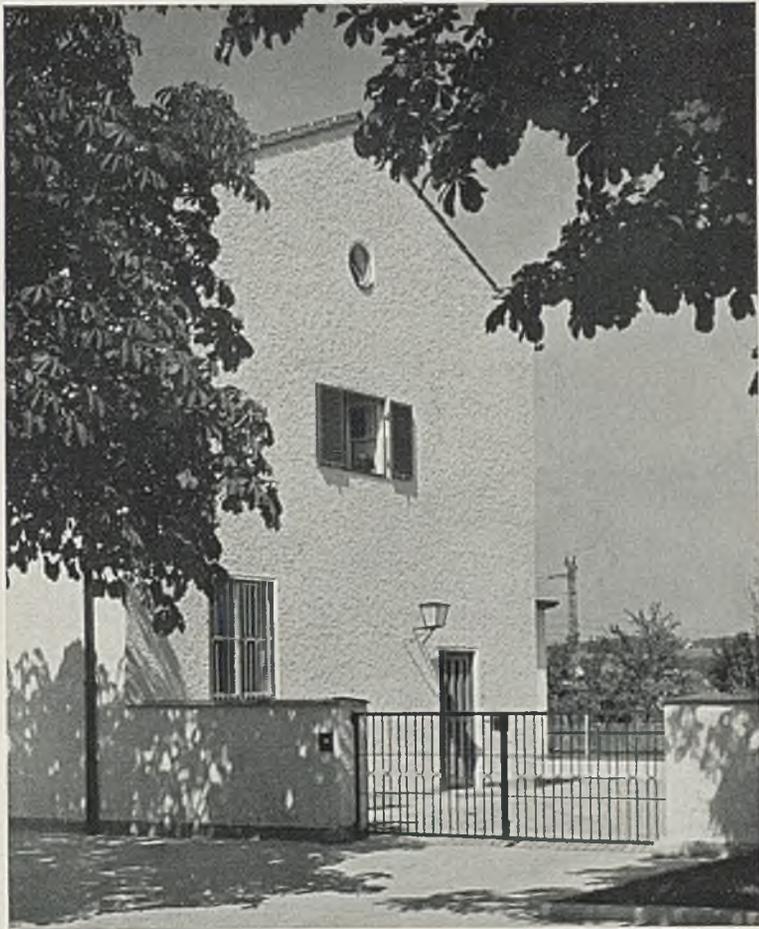


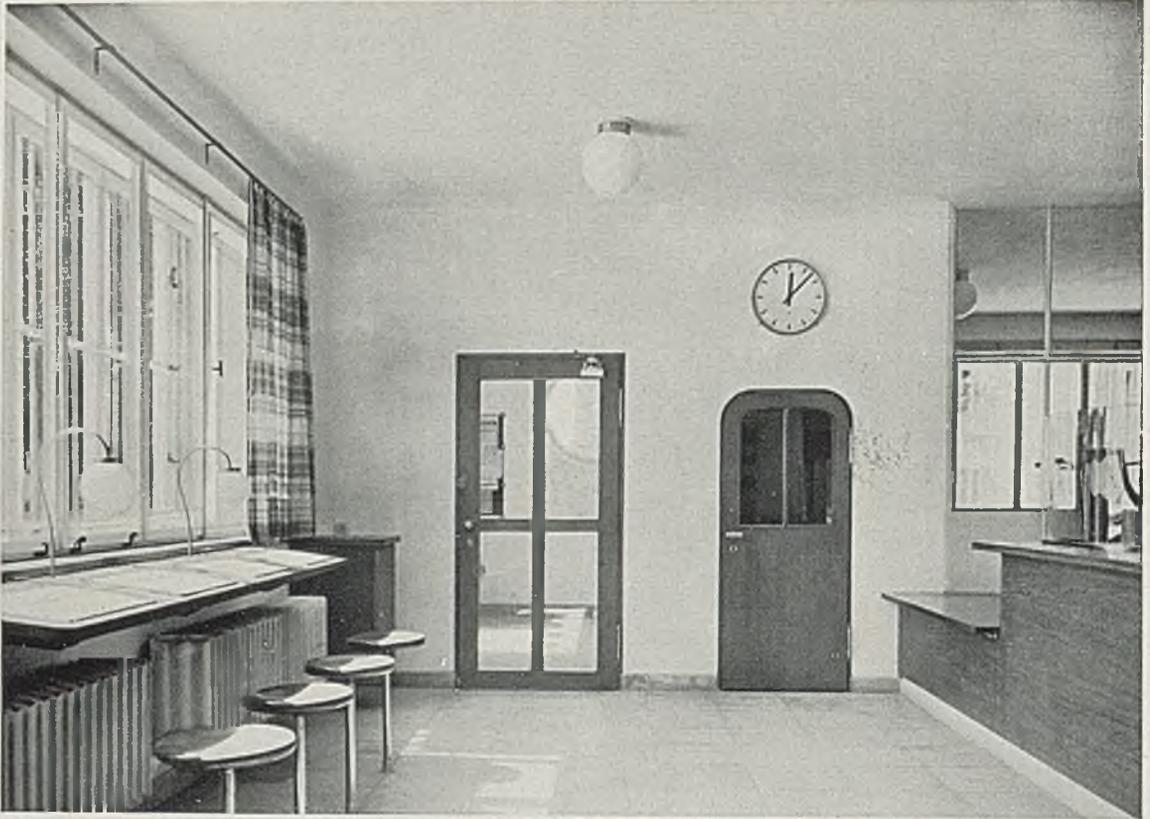
Grundriß des Erdgeschosses

im Maßstab von 1:200

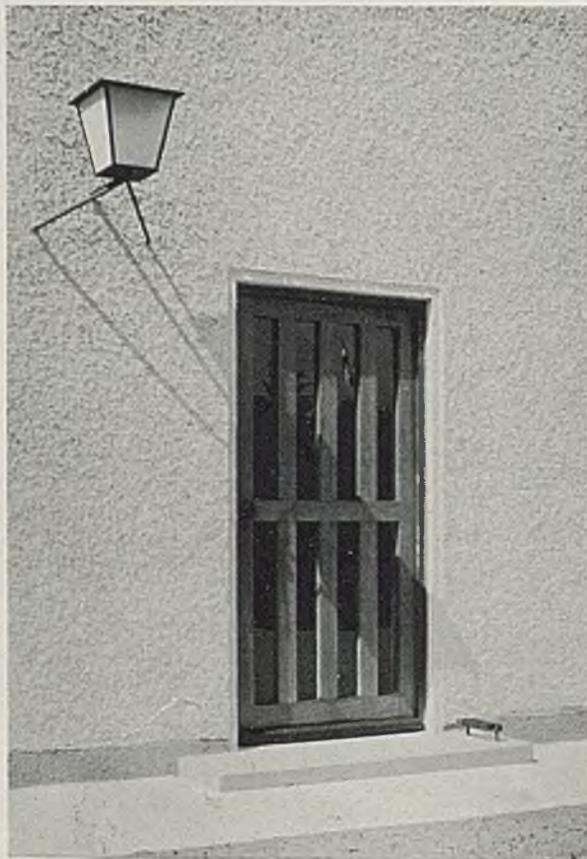


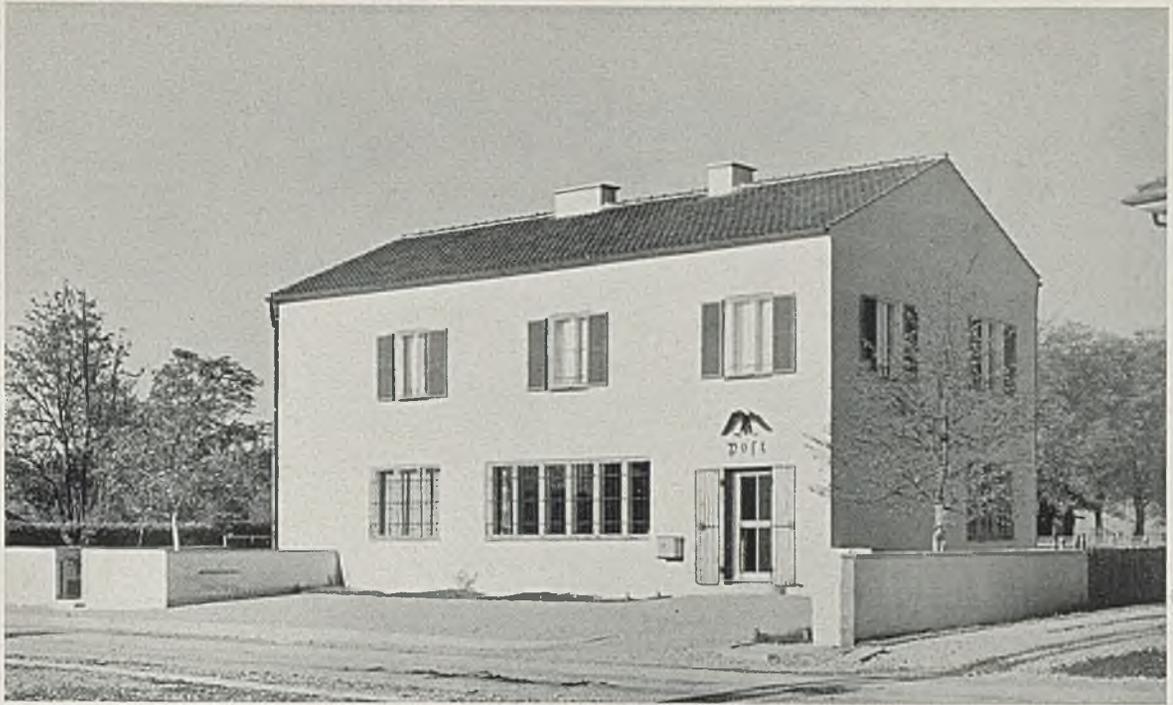
Postamt Herrsching. Das schmiedeeiserne Einfahrtstor (siehe auch Tafel 12)





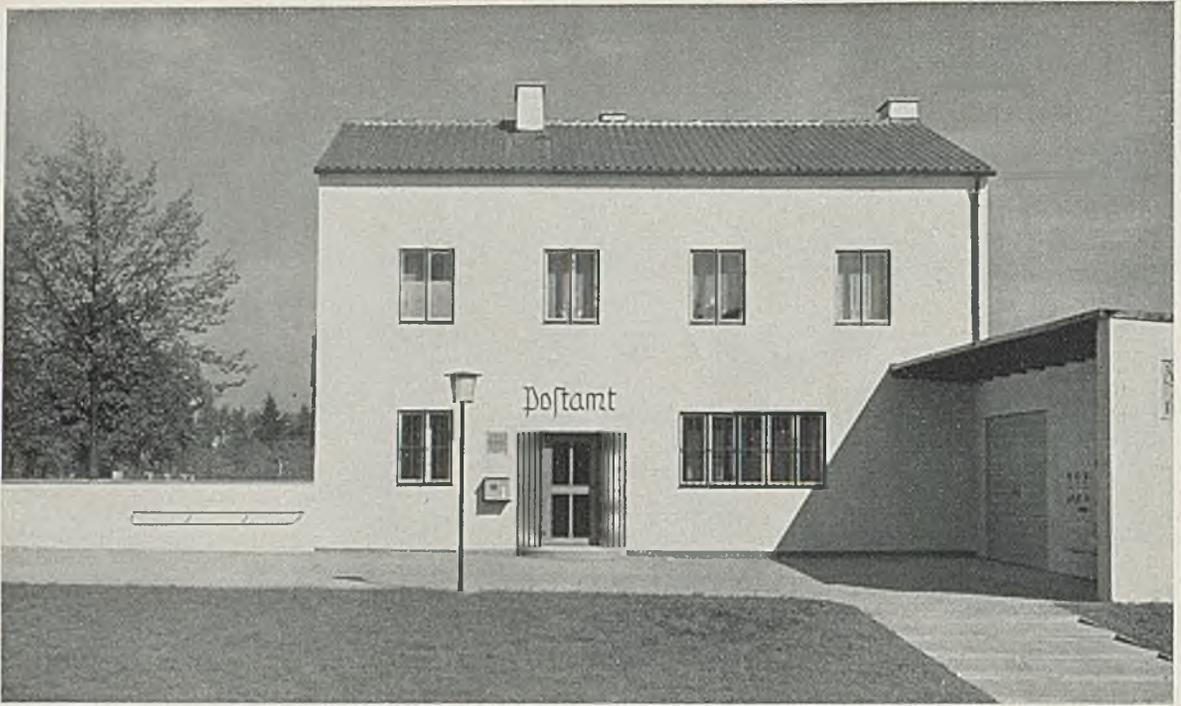
Postamt Herrsching. Die Schalterhalle. — Unten Nebentüre mit Einzelheiten des Außenputzes





Postamt Endorf, Straßenansicht. (Grundriß siehe Seite 13, Tafel 12 und 15)





Postamt Obermenzing bei München. Straßenseite und Einzelheiten der Eingangstüre (siehe Tafel 15)





Postamt Fürstfeldbruck, Treppenhaus (siehe Tafel 16)

Der Entwurf zu diesem Treppenhaus liegt wohl einige Jahre zurück, die Einzelheiten erscheinen uns heute daher vielleicht ein wenig übermodelliert — im ganzen genommen ist diese Arbeit aber doch in ihrer Exaktheit, Sauberkeit und Eleganz recht bezeichnend für das Bestreben der Postverwaltung, durch die Bauform erzieherisch auf das Personal zu wirken. — Als muster-

gültig müssen daher auch die zielbewußten und auf alter Tradition beruhenden Bemühungen der Postverwaltung angesprochen werden, die darauf abzielen, einen gesunden, zufriedenen, im Dienst genauen und zuverlässigen und dem Publikum gegenüber ruhigen und immer gleich höflichen und zuvorkommenden Beamtenstand zu erhalten — zumindest gilt dies für Bayern, und hier wieder



Brunnen der Postbaugenossenschaft Rosenheim

neuerdings vor allem für die ländlichen Bezirke. Wer zum Beispiel das Glück hatte, in der Zeit nach der Trennung von Eisenbahn- und Postverwaltung im Hochbau-referat der Oberpostdirektion München zu arbeiten und sich hier nach der Hochschule seinen praktischen Schliff zu holen, wird aus eigener Erfahrung bestätigen können, mit welchem Verständnis grade die Herren der Verwaltung dem Bemühen um eine gute Gestaltung der Bauten,

der Innenräume und vor allem auch der kleinen, der nebensächlich oder sogar der überflüssig scheinenden Dinge, wie z. B. hier dieses Brunnentrog zum Spielen für die „Postkinder“, ein weitgehendes Verständnis entgegenbringen — eben weil dies alles das Verhalten und die Leistung des Personals nicht unwesentlich zu steigern in der Lage ist, von der seelischen Seite her im Sinne der „Freude im Dienst“.

Harbers



Straßenbild aus Sarntheim bei Bozen

BERGHÖFE IN TIROL

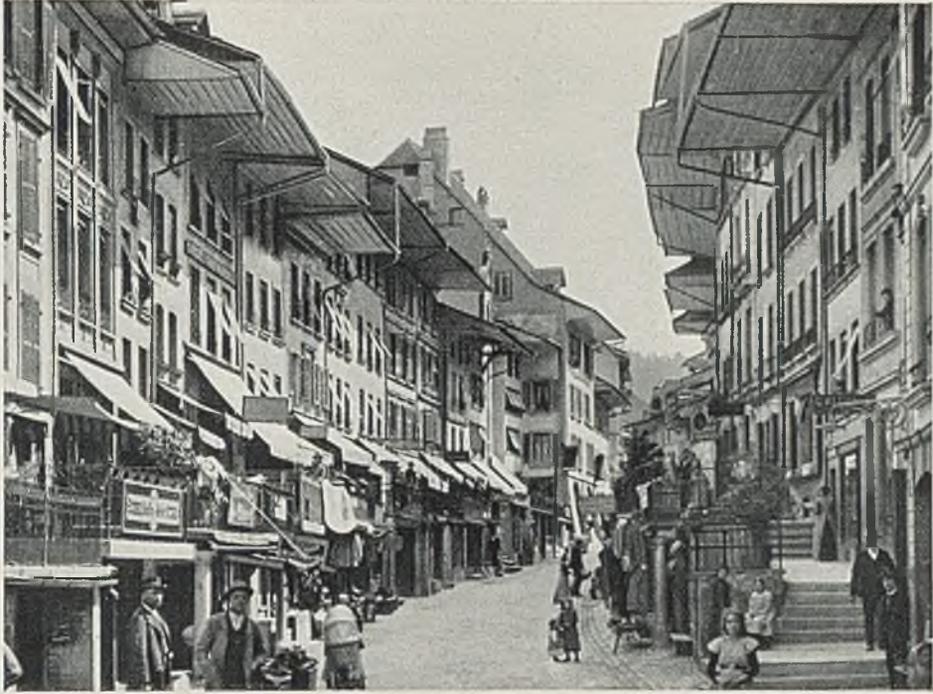
Von Diplom-Ingenieur *Otto Mayr*, München

Schönheit und Zweckmäßigkeit dieser jeweils wie organisch gewachsenen und sich doch verblüffend ähnelnden Beispiele aus Tirol und (vom Herausgeber zum Vergleich beigegeben) aus der Schweiz und aus Spanien zeigen so recht, wie in früheren Zeiten das Notwendige und das Schöne bzw. das, was dauernd erfreut, durchaus nicht getrennt oder verschiedenerlei Ding zu sein brauchte, sondern zu vollendeter Einheit gemacht wurde. Voraussetzung beim Werkschaffenden ist allerdings gute Lehre, Übung am Werk und eigene Verantwortung davor, Reinheit und Zucht in der Formgesinnung, die im alten Holzwerk genau so zu reinem Ausdruck und zur Auswirkung kommen kann wie in neuzeitlichen Mitteln der Konstruktion und der Gestaltung.

In den weichgeformten grünen Hängen, von dunklen hochansteigenden Wäldern umrahmt, bis hoch hinauf mit steilen Felsen gleich einer Burgmauer bewacht, liegen die unscheinbaren Behausungen der Tiroler Bergbauern. Mit scharfer Linie wächst die weißgetünchte Mauer aus dem Grün und fügt sich mit dem sonnegebräunten Holz der Blockwand und dem oft silbrig glänzenden verwitterten Holzdach — das die Behausung wie mit einem Mantel schützend zudeckt — malerisch in das Landschaftsbild.

Dies schufen Menschen mit einer ehrlichen und hochstehenden Baugesinnung, die ohne diese Erkenntnis aus sich selbst alles hergaben, um ihre notwendige Hütte, ihre Wohnung zu gestalten. So vom 11. bis 16. Jahrhundert. Sie bauten nicht um der Baukunst willen, nein, denn davon wußten sie wenig oder gar nichts; sie bauten vielmehr mit primitiven Mitteln und Materialien, die ihnen zur Verfügung standen: Holz und Stein.

Wer waren aber die, von denen uns die Geschichte so viel zu erzählen weiß? Räter nannten sie die



*Weit vorkragende Dächer an Patrizierhäusern in Thun (Schweiz)
Unten: dasselbe in Fuenterrabía, Provinz Vizcaya, Spanien*





Zufällig war ein Lichtbild derselben Gegenstände und vom gleichen Blickpunkt aus im Besitz des Herausgebers
(siehe Seite 19 oben links)

Römer. Illyrer nennen wir die Ureinwohner. Durch die Vermischung mit den Römern, die durch ihr Gebiet gegen die Germanen zogen, können wir sie Rätoromanen nennen. Sie kannten aber noch nicht jene Wohnkultur, die heute aus den Berghöfen leuchtet. Sie hatten indessen eine Eignung hierfür. Bajuwaren zogen in dieses Gebiet, mit ihnen aber auch die Grundlage der später sich so hoch entfaltenden Wohnkultur. Beide standen sich gegenüber als arbeitsame Völker. Die Bajuwaren lernten von den Rätoromanen den Steinbau, insbesondere die Kunst, zu wölben; die letzteren aber von den ersteren die Holzbauweise — dadurch jene handwerkliche Sauberkeit, die heute noch allen Höfen anhaftet, die sie ja charakterisiert. Es mag gerade heute besonders interessant sein, einmal zu diesen Erbauern zurückzublicken, von ihren Bedürfnissen und ihrer Lebensweise zu hören, die sie zu dieser Baugestaltung bewogen. Dies aber nur in dem Ausmaß und nur so viel, als es notwendig ist, um die Gründe einer Materialverarbeitung und die Formgebung des Baues außen und innen zu erkennen. Alles andere erzählen Kunsthistoriker, sie geben ja die „Einteilung in Kunstepochen“!

Zeichnungen und Lichtbilder sollen über Einzelheiten Aufschluß geben.

Bruchsteine mit gelagertem Kalkmörtel — ohne

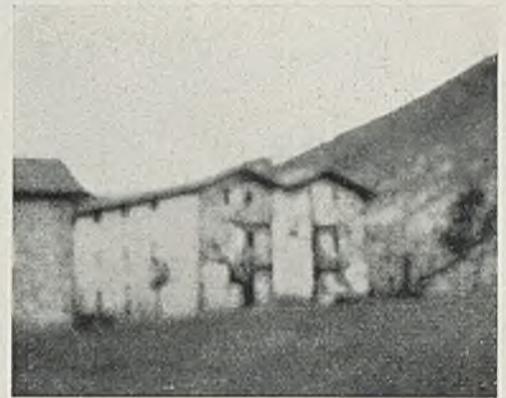
Gerüst frei vermauert —, Fichten, Lärchen und Zirben lieferten das Bauholz, das mit Beil, Hobel und Säge dafür bearbeitet wurde. Mit diesem Wenigen schufen sie Wohnstätten in mannigfacher Weise, denn kein Bauernhof ist im äußeren wie im inneren Bild dem andern gleich. So aber, nicht etwa mit der Absicht, eine Abwechslung in der Architektur zu schaffen — denn jeder Bauer brachte ja seinen eigenen Charakter damit zum Ausdruck —, entstanden diese Wohnbauten im Gebirge als Einzelhöfe oder später in geschlossener Bauweise. Wir würden diese Verschiedenheit in der Baugestaltung wohl mit der Phantasie des Volkes begründen. Jenen aber war „Phantasie“ ein unbekannter Begriff.

Die Stellung des Baues im Gelände zur Wind- und Himmelsrichtung, den Bedürfnissen der Viehzucht entsprechend, ist in jedem Falle so verschieden, wie kein Bauplatz dem andern gleicht. Daraus ergibt sich auch die Verschiedenheit der Raumaufteilung. Sie verstanden diese Fülle von Baugedanken zu ordnen, gleichzeitig aber in überaus praktischer, zweckmäßiger Art den Plan mit einer staunenswerten Ruhe und mit großer Ausdauer bis zum Letzten konsequent durchzuführen, ohne dabei kleinlich zu sein.

Die Räume und ihre Aneinanderreihung gestalteten sie nach dem Zweck, den diese erfüllen sollten. Bei



Zwillingshaustypen aus Nordspanien, welche ähnliche Grundverhältnisse zeigen wie die Tiroler Beispiele (Lichtbilder des Herausg.)



Links Rattenberg, Felsenhäuser

dem Gang durch das Haus soll im folgenden nur das Wesentliche und Auffällige des Baues und der Einrichtung beschrieben werden; die Abbildungen mögen eine Ergänzung dazu sein.

Der Gang oder Flur (2 bis 3 m breit) zieht sich nach bajuwarischer Sitte von der Giebelseite bis zum Stall, ist aber bei den meisten Berghöfen in obengenannter Ausbildung wegen dem steilen Baugelände nicht möglich. Er steht dann normal zum First und teilt das Haus in zwei Teile. Dieser Flur entspricht in seiner Breite fast einer Diele und ist mit Steinplatten belegt. Die Decke ist mit einem ca. 3 cm breiten Absatz von den Wänden mit Bruchsteinen

tonnengewölbt und ist wie diese weiß getüncht. Die Haustüre, in Lärche aufgedoppelt (6 bis 10 cm stark), wird von handgeschmiedeten Bändern getragen, die wiederum auf starken, meist in das steinerne Türgewänge eingelassenen Kegeln ruhen. Türgriffe sind dann aus Holz in schwerer, wuchtiger Ausführung, wenn sich die Kosten für einen geschmiedeten Handgriff mit Schild zu hoch stellen. Ein massiver lärchener Sperriegel, in die Mauer seitlich einzuschieben, ist das primitivste Schloß. Seitlich der Haustüre ist meistens ein 20×30 cm großes Begleitfenster zur Belichtung und Entlüftung des Ganges. Im Gang führt durch eine schmiede-

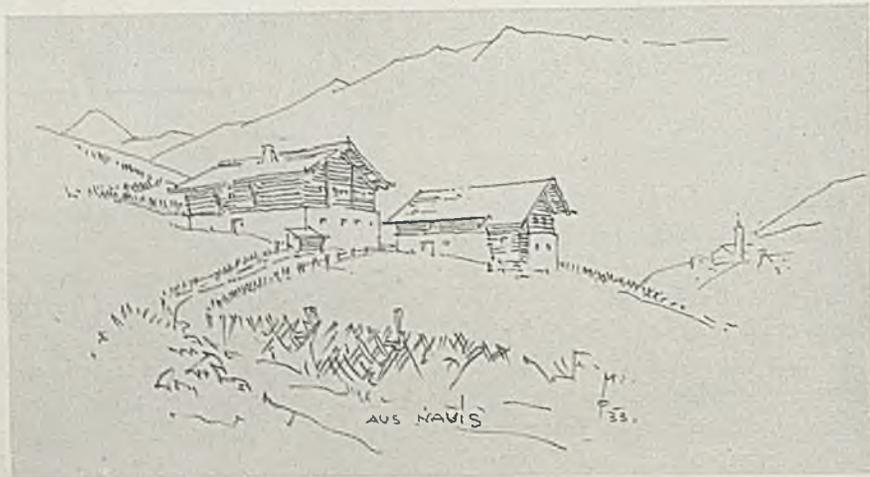
(Fortsetzung und Schluß s. S. 24 u. 27)

Unten: Weitere Bauernhaustypen der spanischen bergigen Nordprovinzen



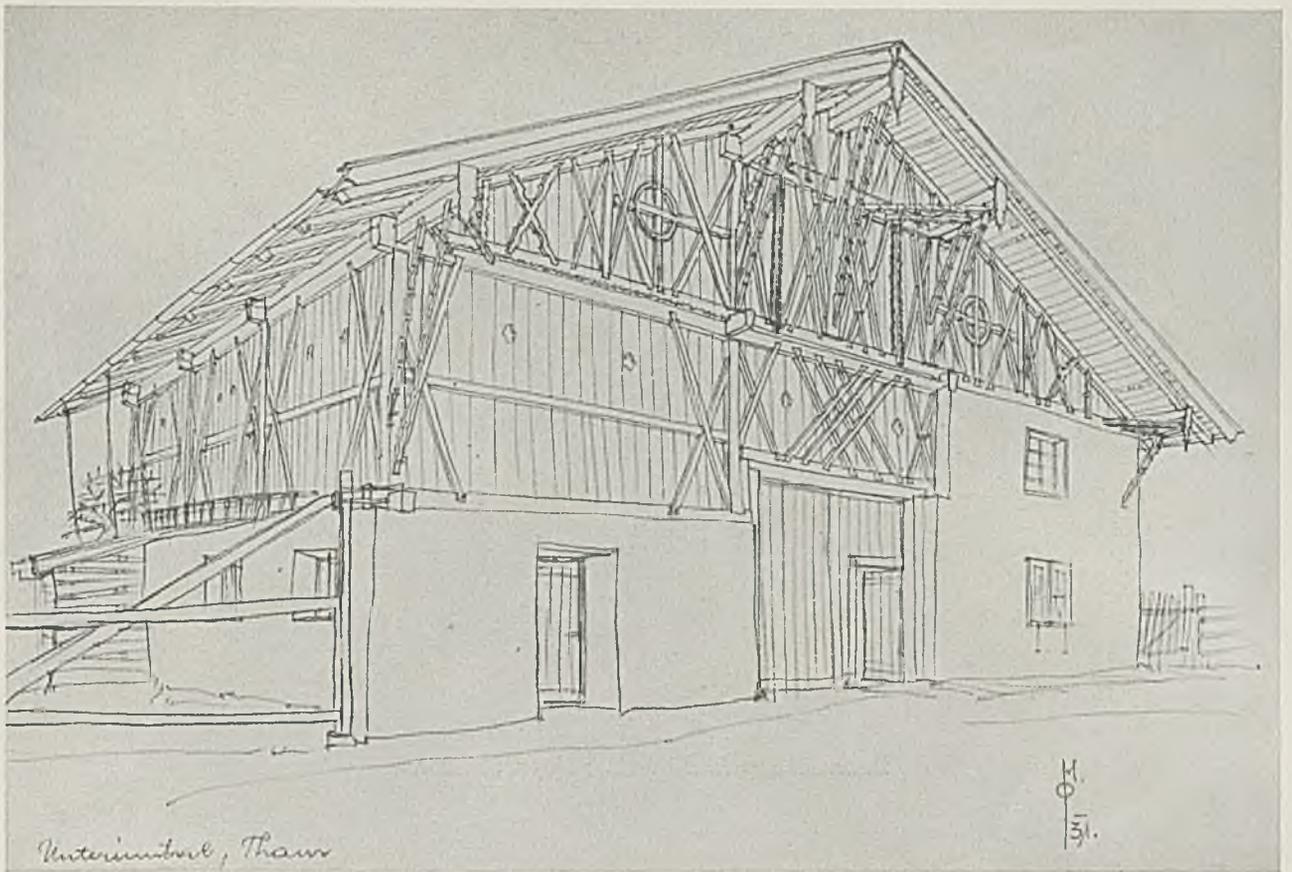


Marienberger Alm

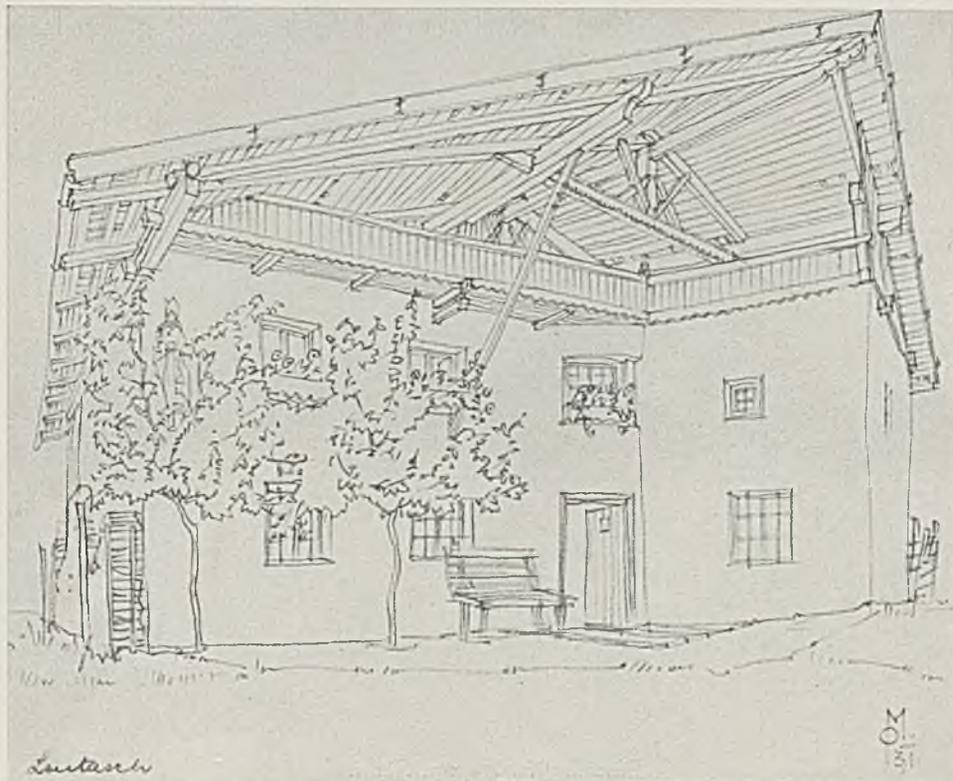


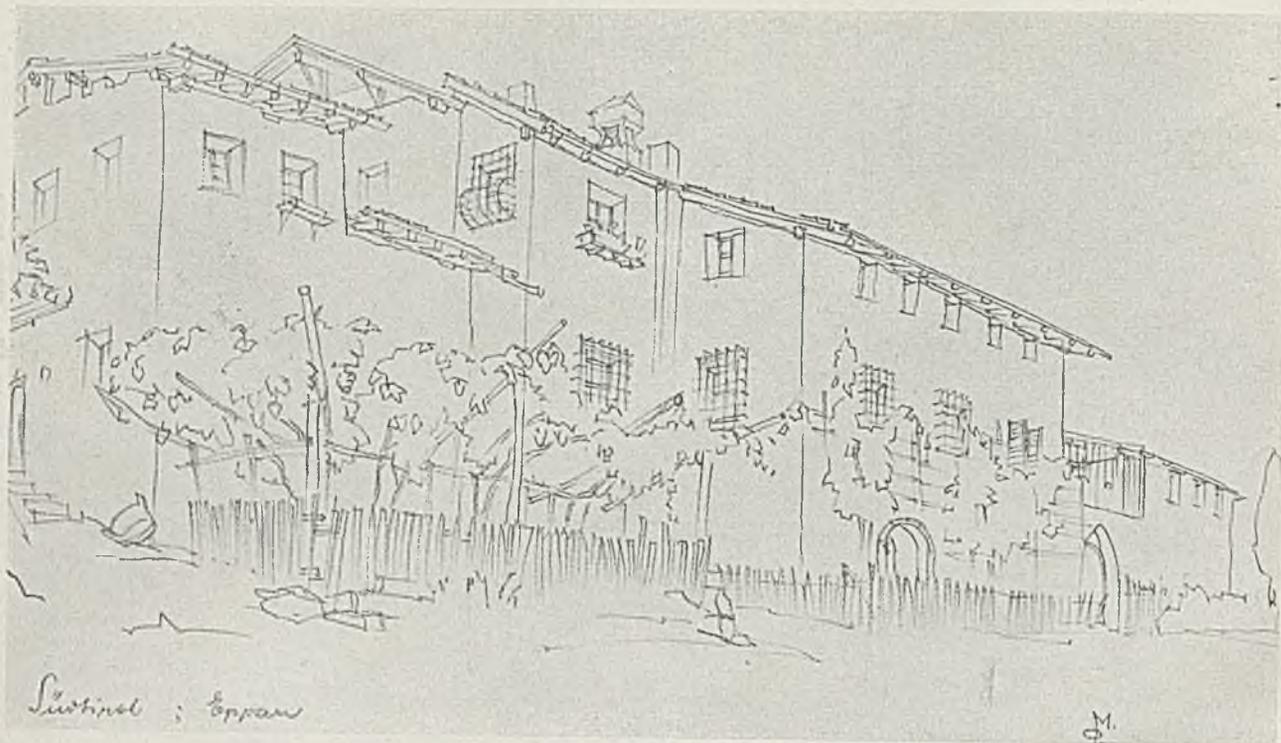
Das Haus in seiner Einpassung in den Gebirgsraum; Navis und Kaserstadalm





Die Beispiele dieser Seite aus Thaur im Unterinntal und Leutasch zeigen die große Elastizität und Gestaltungsfreiheit, welche das Holz als Konstruktionsstoff bei werkgerechter Verwendung zu bieten vermag. (D. Schriftlgt.)

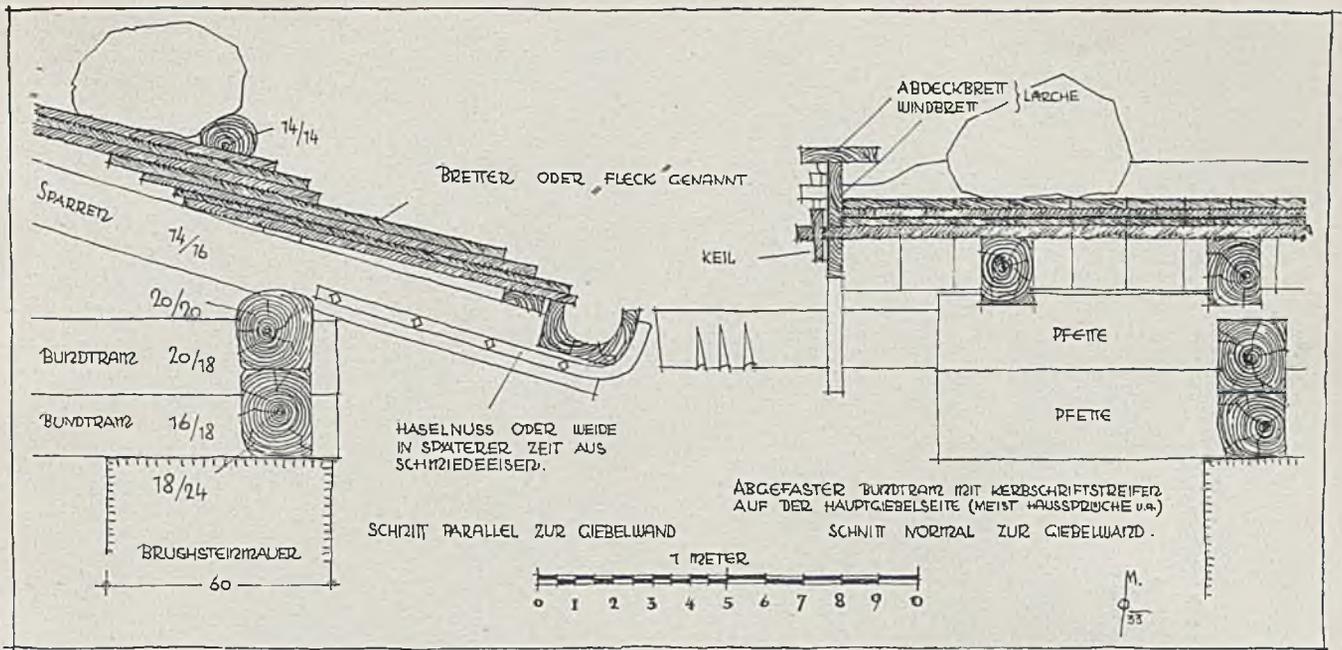




Bauernhäuser in der Reihe; Eppan, Südtirol

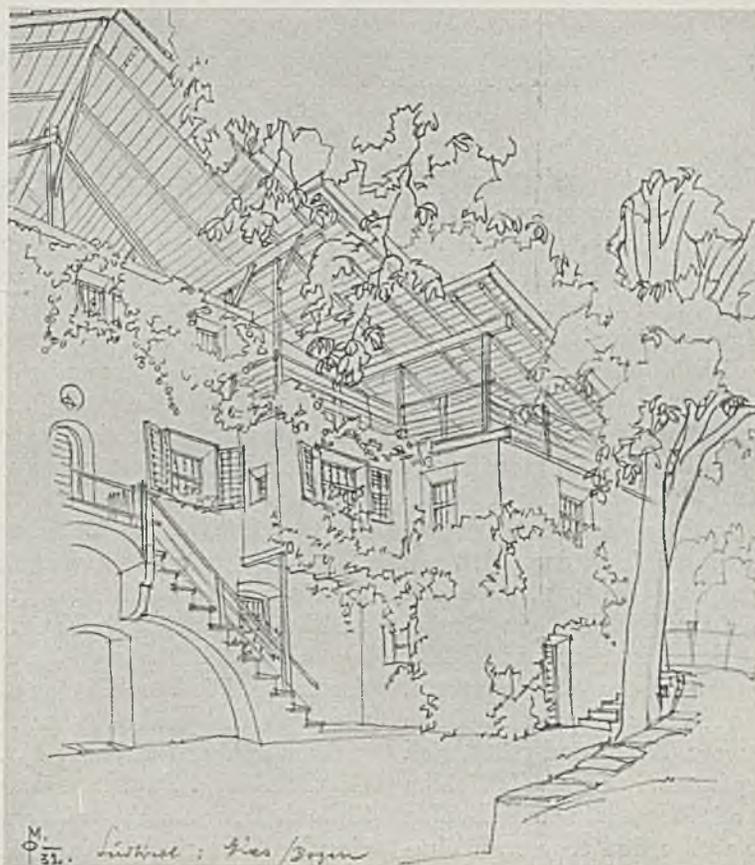


Einzelhof in Eppan, Südtirol

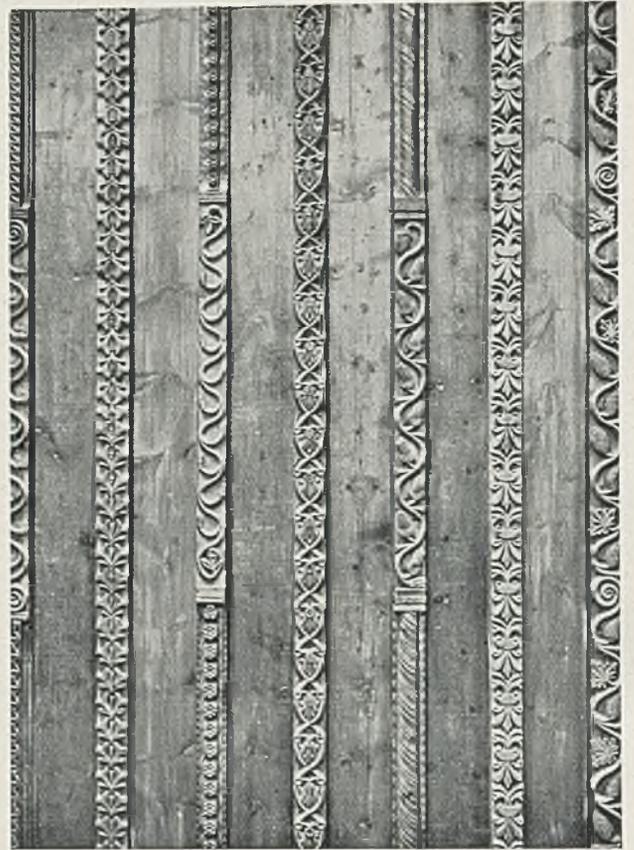


Detail eines mit Steinen beschwerten Bretterdaches

Die Einzelheiten zeigen, wie einfach, sauber und zweckentsprechend die Tiroler Zimmerer und Bauern ohne jede Verwendung von Eisen zu konstruieren verstanden. Trotz der wenigen Möglichkeiten in dieser Hinsicht war ihnen doch nahezu jede architektonische und räumliche Form erreichbar.



Größeres Haus in Gries oberhalb Bozen

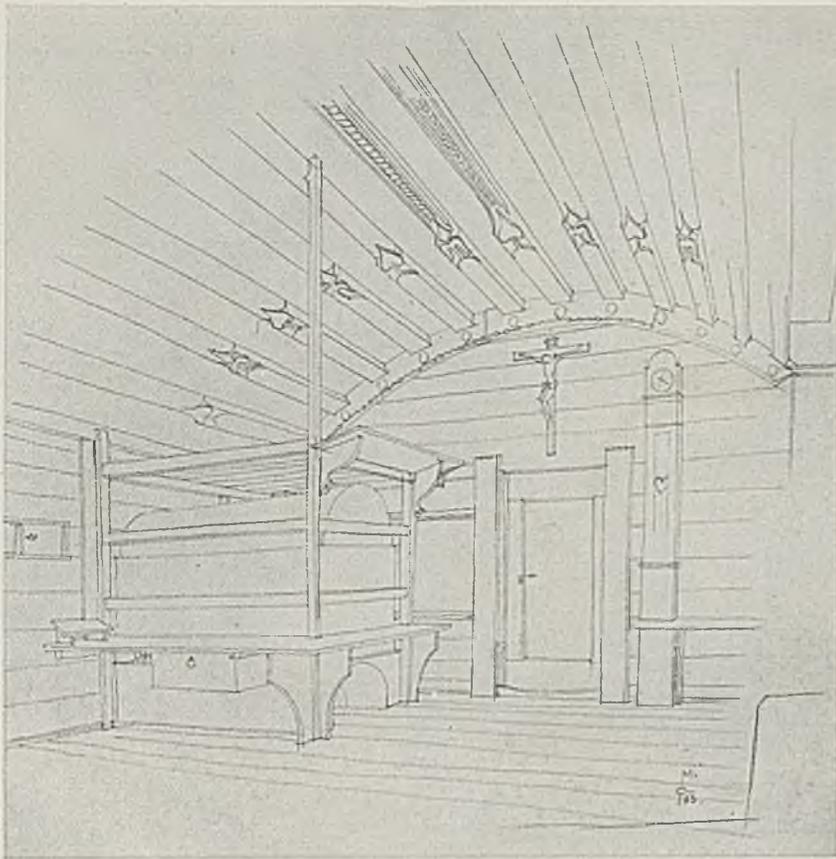


Aus dem Tiroler Volkskunstmuseum, Innsbruck; Holzbalkentonne (links) und geschnitzte Holzbalkendecke (rechts)

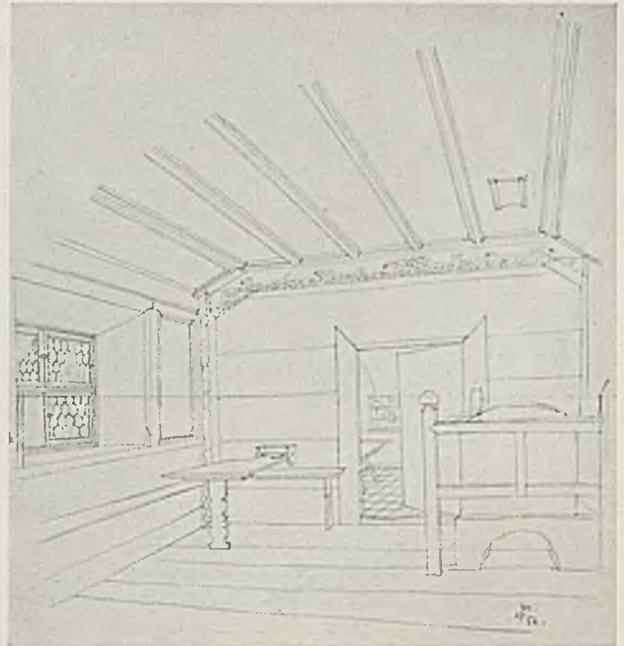
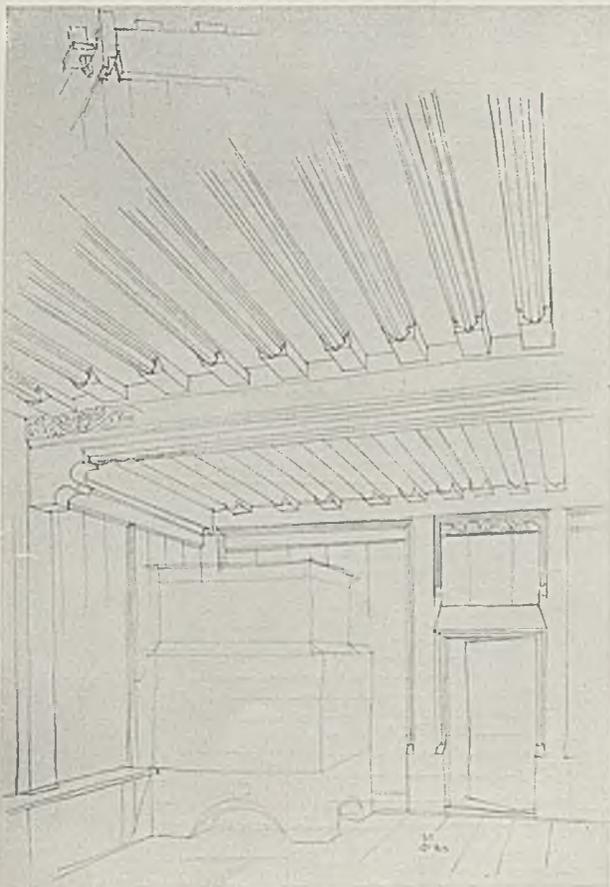
Wenn auch vielleicht nicht in dieser in bezug auf Höhenausnutzung wenig sparsamen Form, so können doch diese Beispiele maßstäblich ausgezeichnet der Gesamtwirkung sich unterordnender Handschmützarbeit Anregung zu neuem Aufleben handwerklicher Fertigkeiten geben.

eiserne Türe etwa seit dem 15. Jahrhundert die überwölbte einläufige Treppe in das Obergeschoß, das in Blockwand, innen leistengetäfelt, aufgeführt ist. Vom Flur aus kommt man in die Stube, die meist drei Fenster mit großen, tiefen Scheinungen nach innen und außen zur einwandfreien Belichtung hat. Ursprünglich waren dies seitlich verschiebbare Fenster und Schubbalcken, nur in Holz ohne Beschläge ausgeführt. Die Wände der Stube sind von einer von der Mauer (ca. 60 cm stark) gesonderten Bohlenwandkonstruktion (8 bis 10 cm stark) gebildet. Diese ist aus wärmetechnischen und statischen Gründen so stark ausgebildet, denn sie trägt eine Holzbalkentonnendecke. Sie gab, mit den Außenmauern gleichzeitig aufgeführt, ein Gerüst für das Aufmauern über dem Fenstersturz und liegt auf der Längsseite der Stube auf einem Kranzbalken, auf der Segmentseite auf einer Zarge auf. Diese Zarge besteht aus mehreren Teilen und stützt sich von Eckpfosten zu Eckpfosten, in denen die Bohlen eingnutet sind, und ist mit Ziernägeln an die Bohlen befestigt. Der Erbauer wollte den engeren Wohnraum als Holzbau von den gemauerten und getünchten Arbeitsräumen durch die Verschiedenheit

des Materiales trennen. Da aber alle Räume im Erdgeschoß (ursprünglich gab es kein Obergeschoß) mit Bruchsteinen kreuz- oder tonnengewölbt sind und dies ursprünglich ist, so ist die Holzbalkendecke nicht zuletzt auch aus herkömmlichen Gründen herausgewölbt. Darüber ist der Überboden, der wieder auf der Mauer aufruht (30 bis 100 cm Zwischenraum mit Auffüllung). Die Scheitelhöhe der gewölbten Stube ist nicht unter 2,50 m. Aus diesem Stubenholzbau entsteht in weiterer Entwicklung das, was wir jetzt unter dem Namen Vertäfelung kennen. Die starke Bohlenwand als Träger der Decke wird später in mehrere Tragsäulen aufgelöst, die ein senkrechttes Leistengetäfel mit Kranzbalken und Fußbodenleiste einfassen. 5 cm starke Lärchenbretter, auf Bohlen verlegt, bilden den Fußboden der Stube. Die Türe ist eine aufgedoppelte Brettertüre mit Holzgriff, seltener mit dem teureren und nicht durch den Erbauer herstellbaren Schmiedeeisenbeschläge. Zum Bau der Stube ist durchwegs Zirbenholz, naturbelassen, verwendet. Die Stube hat eingebaute „Kasteln“, einen mit Kieseln gemauerten Ofen mit umlaufender Bank, einen Tisch und Stühle, meist als einzige Einrichtung.



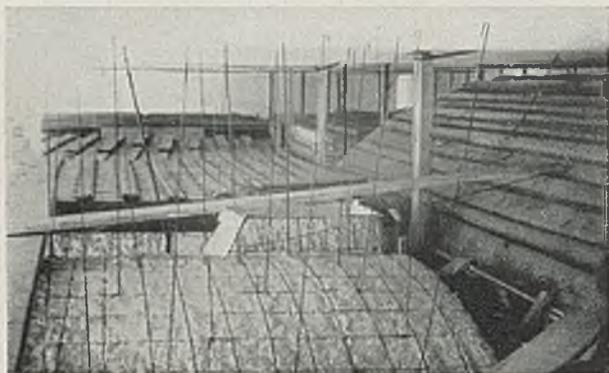
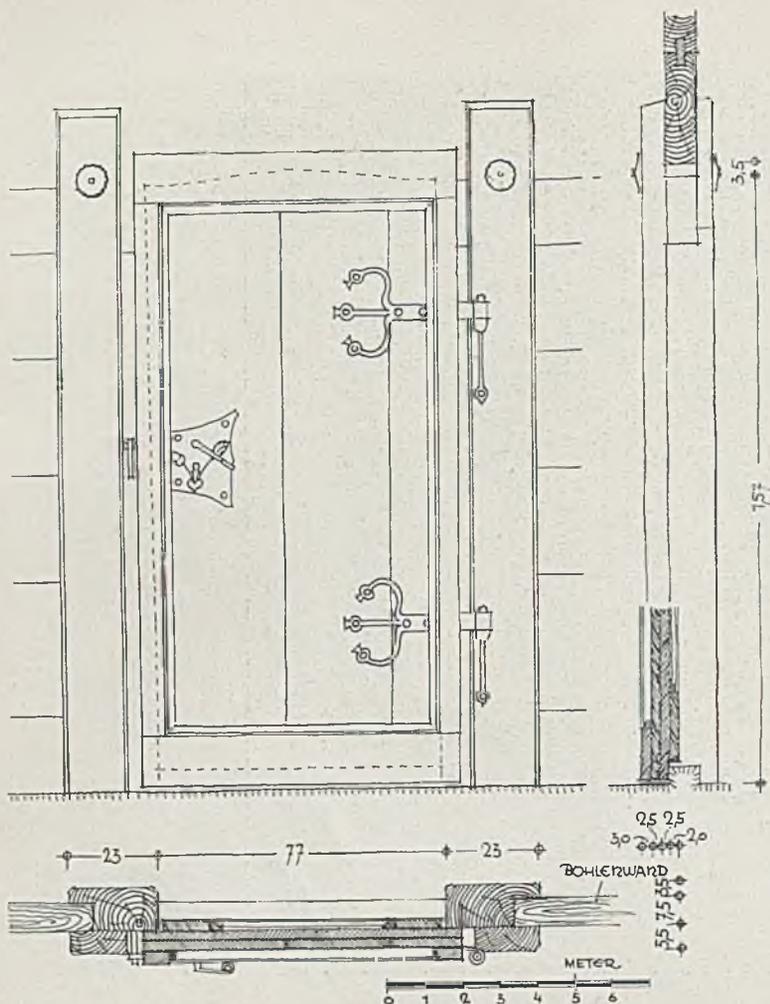
Stube um 1500 mit Holztonnendecke im Johannser-Anwesen in Villanders bei Klausen



Links: Stube um 1520 in Burgeis im Vintschgau

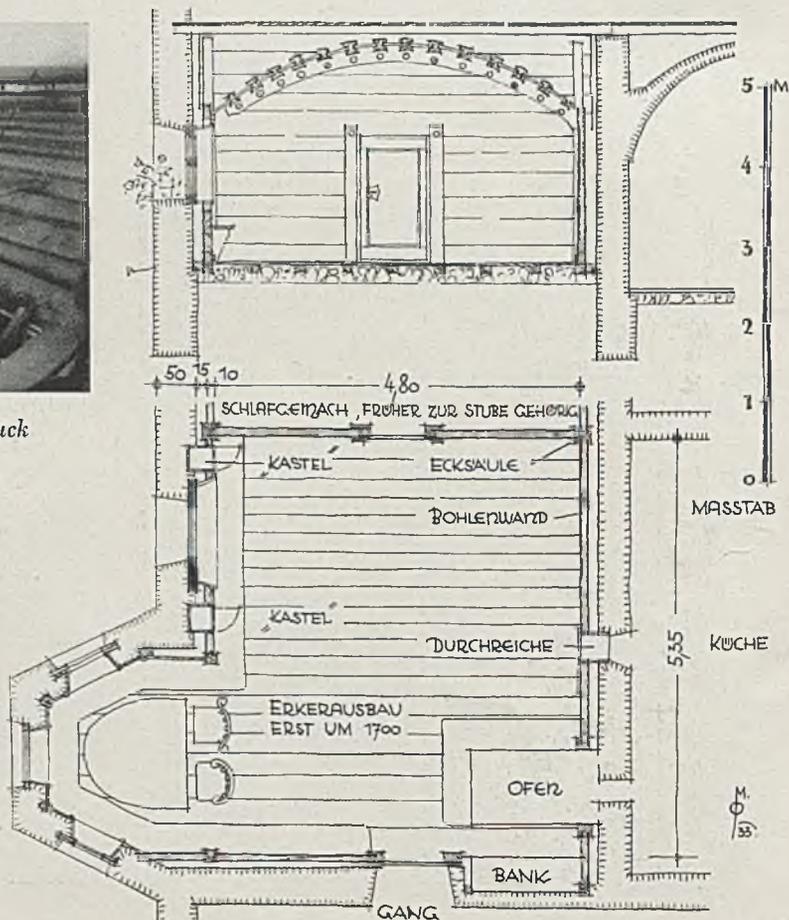
Rechts: Stube um 1500 aus Oberrasen im Pustabtale

Türdetail. Stube aus Villanders im Eisacktal um 1500. Die Profileisten auf der Brettertüre stammen aus der späteren Zeit.

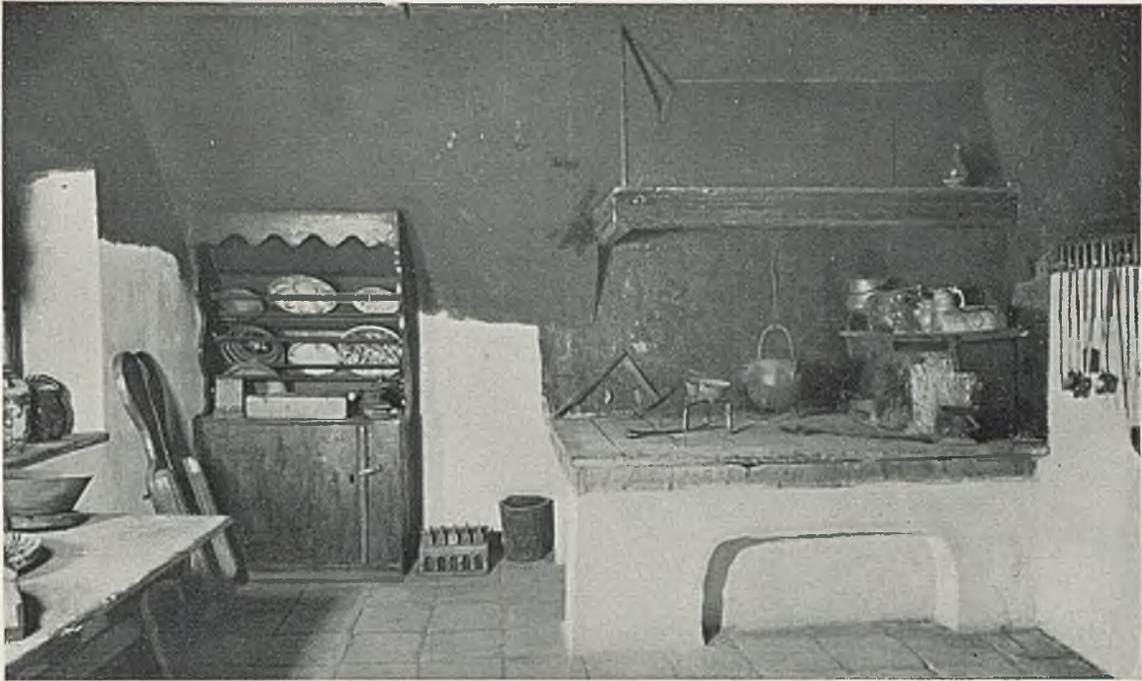


Aus dem Tiroler Volkskunstmuseum in Innsbruck Holztonnendecken von oben gesehen

Diese Draufsicht auf die gewölbten Zimmerdecken erinnert stark an die Konstruktion moderner Eisenbetondecken usw., insbesondere durch die herausragenden zahlreichen dünnen Drähte, an denen die Decken zum Teil aufgehängt sind.



Rechts: Schnitt und Grundriß einer solchen Holztonnendecke



Aus dem Tiroler Volkskunstmuseum, Innsbruck; Bauernküche

Die Küche liegt neben der Stube; beide sind mit einer Durchreiche verbunden. Der Stubenofen ist von der Küche oder vom Gang aus heizbar. Die Küche ist um 2 bis 3 Stufen tiefer als der Gang und baut sich womöglich in das ansteigende Gelände hinein, um so wärmetechnisch wie ein Keller zu wirken. Wie der Gang und die Speisekammer, ist auch diese mit Steinplatten belegt und überwölbt. Darin ist ein offener Herd mit einem überwölbten Rauchabzug, einem Schrank, Tisch und Stühlen. Ein Keller ist selten, höchstens als Weinkeller ausgebildet und vom Gang aus durch eine steile Stein-
 treppe zu erreichen.

Das Dach ist ein Pfettendach, mit steinbelegten Brettern (= „Fleck“) gedeckt, und schließt Wohntrakt und Arbeitstrakt, den Stall und die Tenne zusammen. Eine Giebelseite ist seit dem 15. Jahrhundert, mit dem der Bauernwohlstand beginnt, als Ziergiebel ausgebildet. Dieser zeugt von der Arbeitsfreude und in seiner mannigfachen Art der geschnitzten Pfetten, Streben und Balken vom Charakter des Volkes.

Aus diesen Ausführungen ist zu ersehen, daß bis zum 15. Jahrhundert jeder Bauer nicht nur Bauherr und Bauunternehmer zugleich, sondern meist auch

sein eigener Architekt war. Aus den Bauernhäusern in ihrer konstruktiven und zugleich immer zweckmäßigen Ausführung und Gestaltung sehen wir auch, daß der Erbauer, die Baumaterialien selbst beschaffend und bearbeitend, ihre Anwendung meisterhaft kannte. Nur aus diesen Gründen konnte er Werke schaffen, die sich bis heute erhielten. Man denke dabei, daß er, als Zimmermann und Tischler zugleich, fast immer ohne Schmiedeeisennägel und Leim nicht nur Decken, Wände und Fußboden, sondern auch Türen und Fenster und die Einrichtungsgegenstände ausgeführt hat, die in ihrer Durchbildung heute noch mustergültig sind.

Es ist in diesen Bauwerken eine Einheit des Materials nicht zu verkennen. Daraus entstehen, dem Erbauer unbewußt, jener Rhythmus und jene Harmonie, die so das Haus außen wie innen in Farbe und Stoff beherrschen. Deshalb heute jener tiefe und nachhaltige Eindruck auch im völlig unromantisch veranlagten Beschauer solcher Bauten, im besonderen aber der Stuben.

Wir bewundern:

den persönlichen Ausdruck des Erbauers in der Materialbearbeitung, eine ehrliche und rechte, deutsche Baugesinnung.



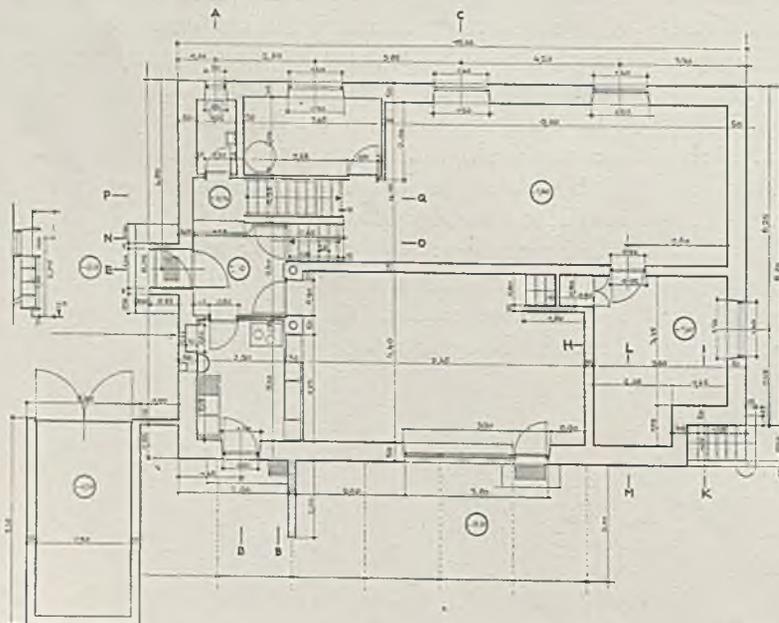
Haus bei Meran. Westseite, talwärts mit Blick auf die Texelgruppe

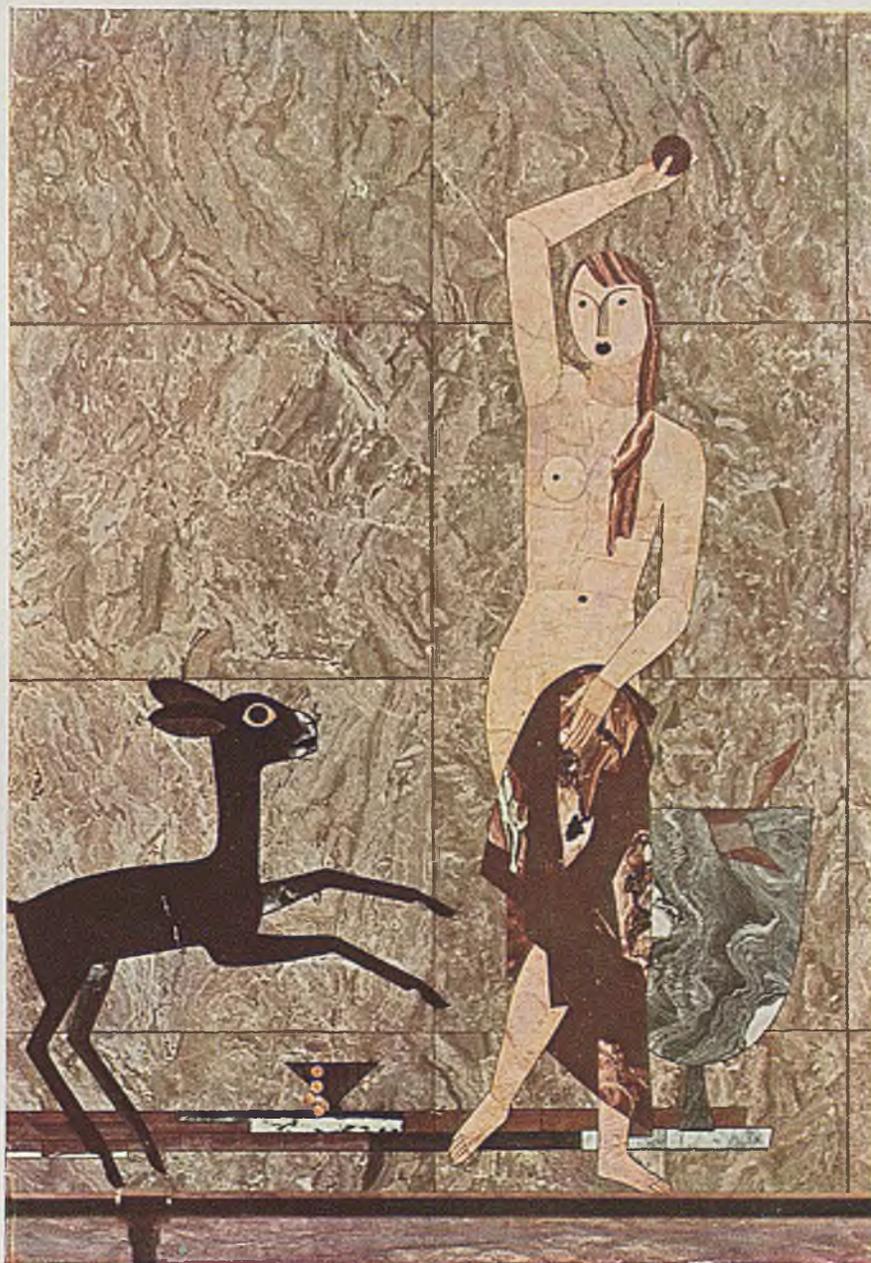
EIN LANDHAUS BEI MERAN

Von Dipl.-Ing. Hans Ludwig, Meran-Salgart

Diese neueste Arbeit eines völlig deutschstämmigen und in Deutschland erzogenen Architekten aus Südtirol ist besonders geeignet, das eingangs er-

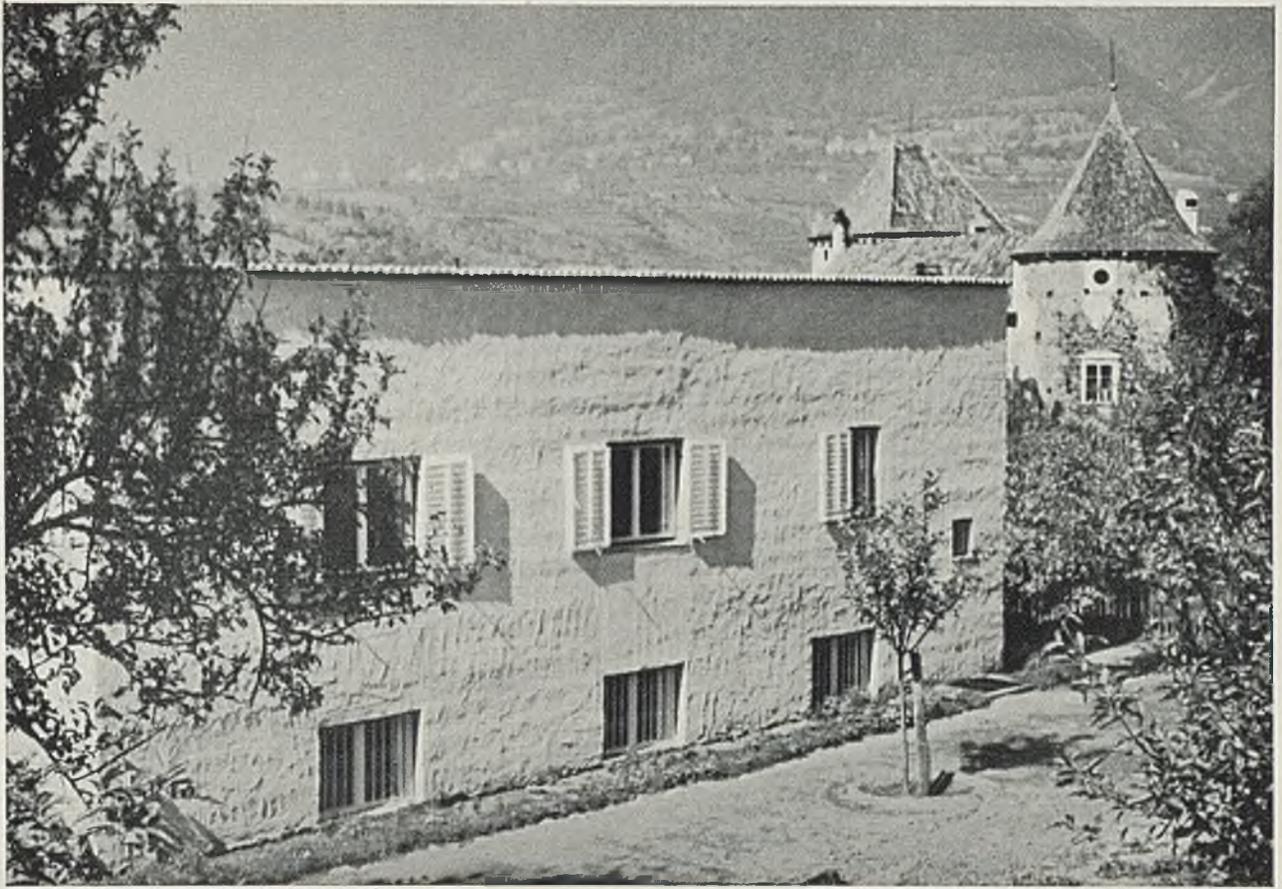
wähnte Thema dieses ersten Heftes im Jahre zu belegen. Hier ist der Architekt ganz Instrument für die Wünsche des Bauherrn und die Forderungen der Lage, der Landschaft und des Klimas. Das „Haus“ nach den Begriffen des Banausen und Spießers — so ein Kasten mit vier Seiten, Balkon und Veranda und Zeltdach — kommt dabei allerdings etwas zu kurz. Und doch hat der Architekt hier weit mehr gegeben, indem er die ganze Schönheit der Landschaft und der ehrwürdigen alten Baudenkmäler der nächsten Umgebung (Schloß Planta) in ruhiger Zurückhaltung der Eigenformen auffängt und ausklingen läßt und dem Bewohner mit windgeschützten Sonnenplätzen die Annehmlichkeiten des Klimas und der Aussicht zur täglichen Freude werden läßt. Der Grundriß zeigt eine für die Hausfrau sehr praktische Versetzung der Stockwerke.



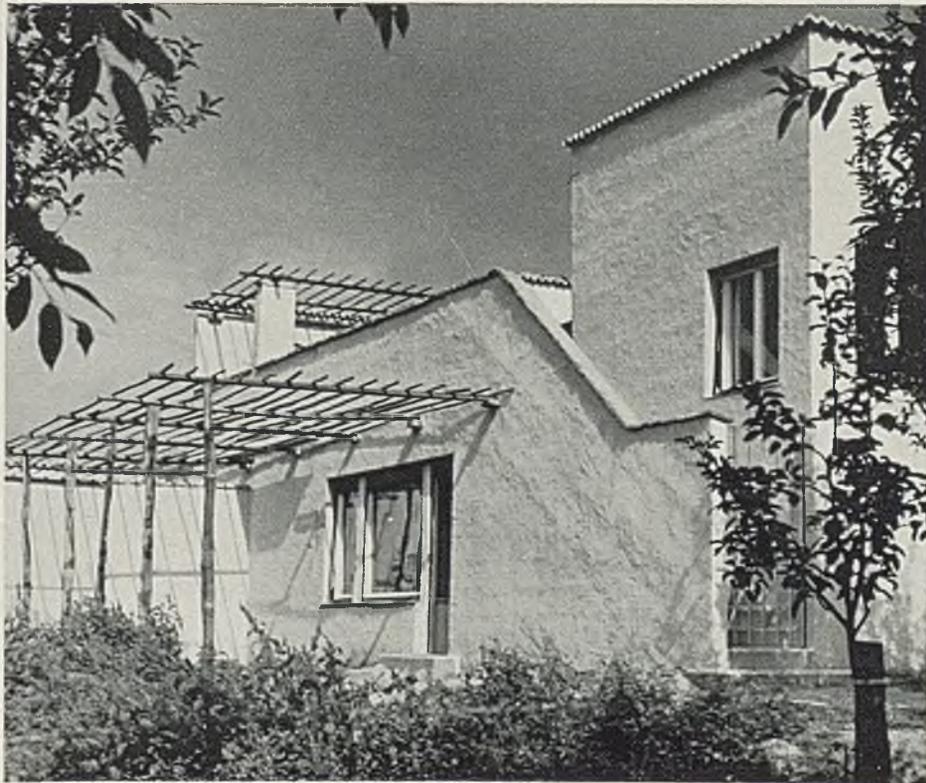


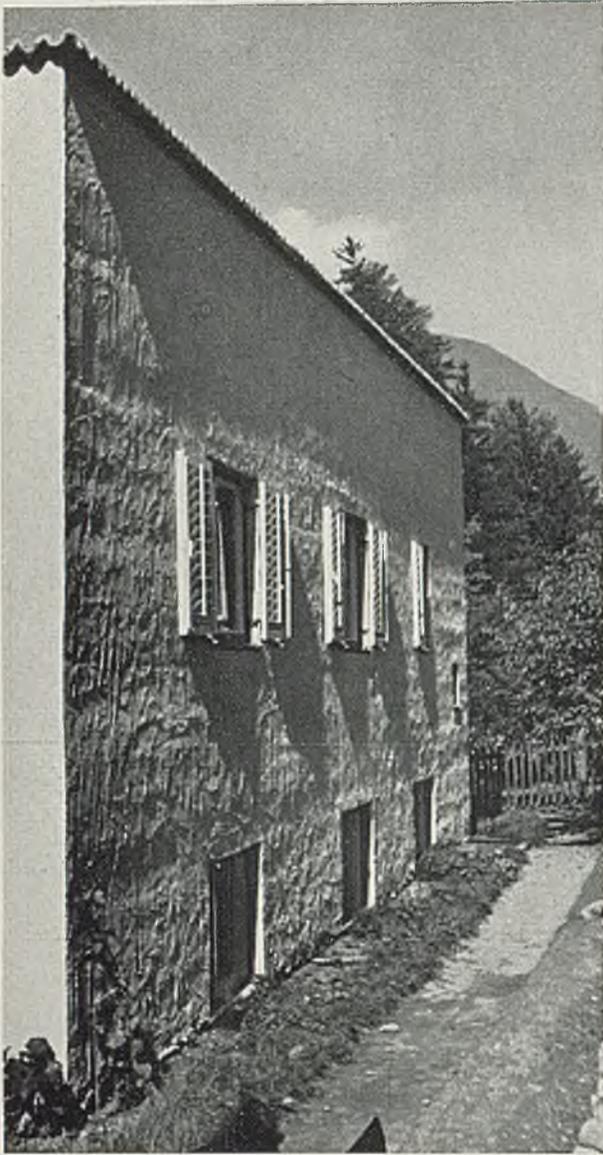
MARMOR-INTARSIA

*in der Schwimmhalle des Regina-Bades in München
von Prof. Jos. Hillerbrand (s. Text in Heft 1 S. 32)*



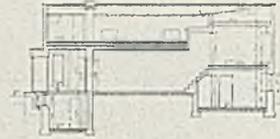
Ein Landhaus bei Meran. Straßenseite; rechts hinten Planta, oben Kuchelberg und Dorf Tirol. — Unten Westseite mit Außentreppe zur Dachterrasse



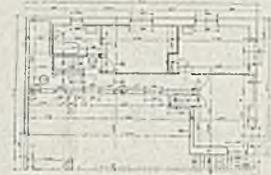


Ein Landhaus bei Meran. Ostseite

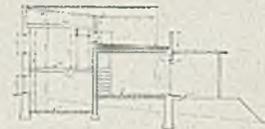
Rechts: Weitere Grundrisse und Schnitte i. M. 1:500



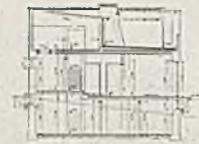
Längenschnitt



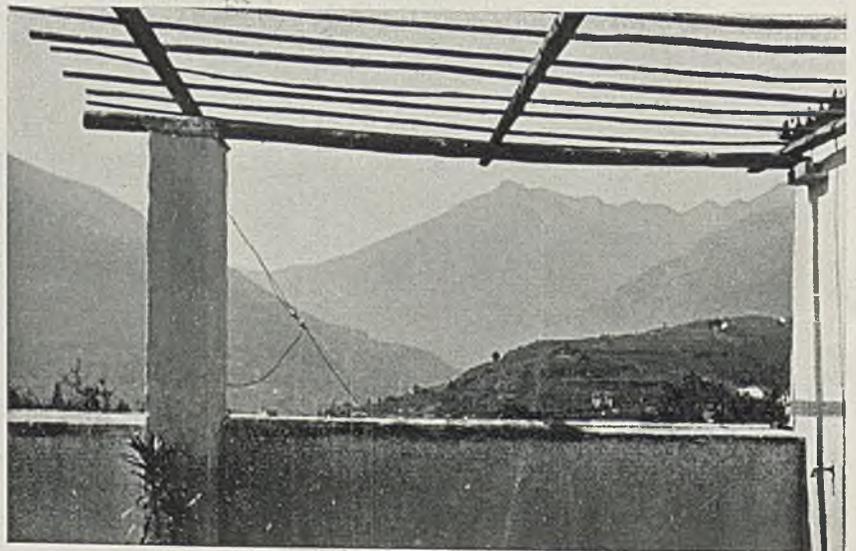
Grundriß Obergeschoß



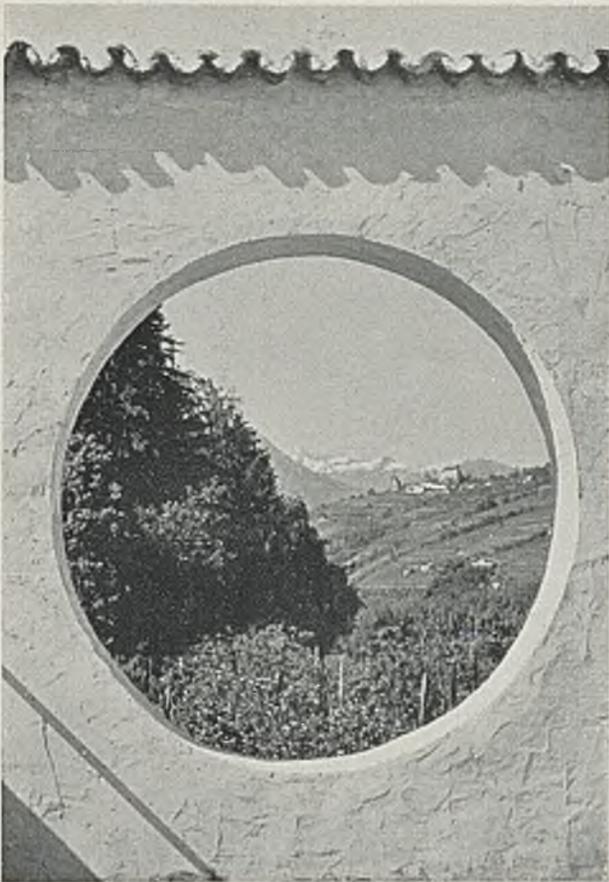
Querschnitt



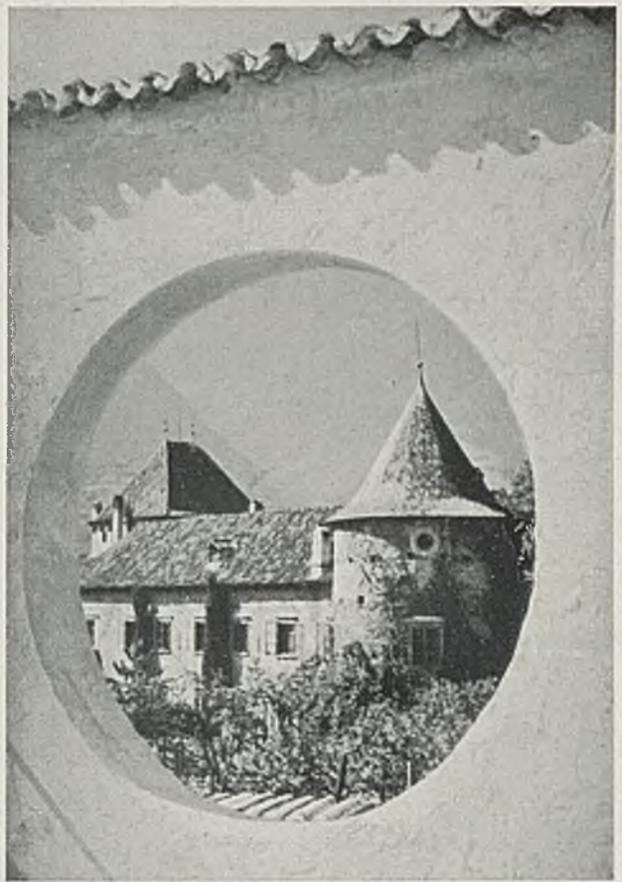
Querschnitt



*Rechts
Die Sonnen- und Ausblick-Terrasse*



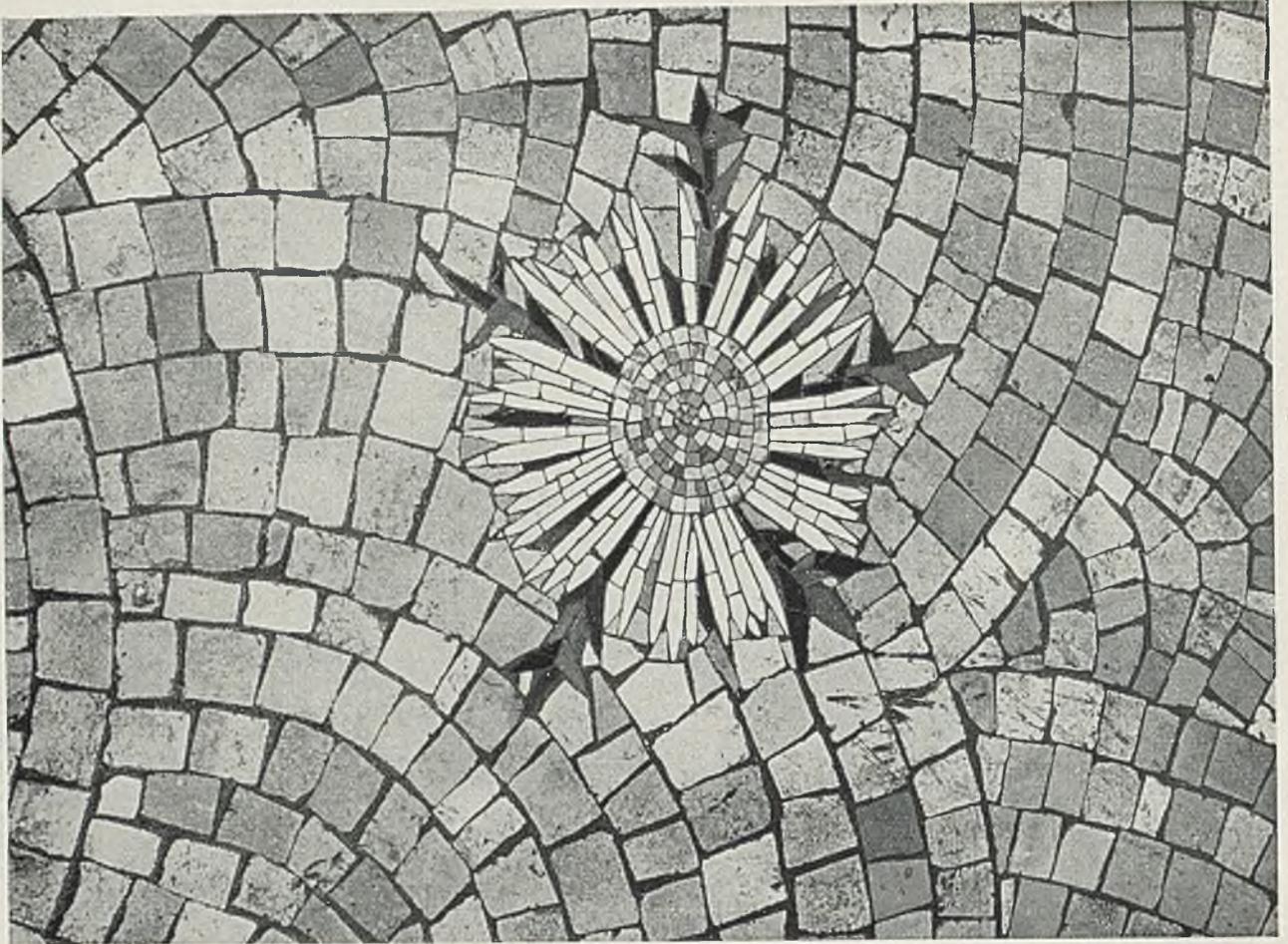
Blick durch eine Öffnung der Schutzmauer gegen Schenna und ins Passeiertal mit dem Jaufen im Hintergrunde



Blick durch eine Öffnung der Windschutzmauer gegen das Schloß Planta



Wohnraum mit Blick gegen die Talansicht



Marmormosaik von Annemarie Naegelsbach

Kapelle im neuen Ostfriedhof, München

MARMOR - MOSAIK

Von Annemarie Naegelsbach

Vorwort der Schriftleitung: In Fortsetzung zu den letzten Farbtafeln des vorigen Jahrganges lassen wir hier, wiederum unter Mitwirkung von Fräulein Annemarie Naegelsbach, weitere Arbeiten folgen, welche die innige, also sinnvolle und begründete Verbindung von „Bau“ und durch Kunst „Gebildetem“ zeigen sollen. Dem Marmormosaik dieses Hefes wird eine Marmorintarsia im nächsten folgen. A. Naegelsbach erläutert textlich deren wesentliche Merkmale.

Das Marmormosaik besteht aus quadratisch zugehauenen Steinchen, die in der Regel gleich groß sind, während bei der Intarsia verschieden große Steine für die gewünschte Form eigens zugerichtet und eingeschliffen werden. Daraus ergibt sich, daß bei dem Mosaik die Fugen zwischen den Steinen und den Steinreihen deutlich sichtbar sind und die Gestaltung mitbestimmen, bei der Intarsia aber fast ganz verschwinden.

Das in diesem Heft gebrachte Beispiel eines Fußbodenmosaiks ist insofern schon auf der Grenze zur Intarsia, als die Steine eigens zugeschlagen und zum Teil auch geschliffen wurden. Aber durch den Zusammenhang mit dem reinen Mosaik des Pflastergrundes und die durchgehend groben Fugen ist der vorherrschende Charakter der des Mosaiks.

Der Fußboden ist ein Kleinsteinpflaster aus Jura-plättchen, das von der Mitte aus schuppenförmig gelegt ist. In der Mitte bilden hellere Steine ein Kreuz, und dann sind vielerlei Blumen und Zweige unregelmäßig über die Fläche verstreut. Das Mosaik soll (noch) den Bodencharakter wahren und in dem auf weihevollen Stimmung abgestellten Raum keine auffällige Rolle spielen.

Das Absichtslose der Verteilung der Blumen und Zweige gab auch dem einzelnen Blumenmosaik die aufgelockerte, freie Form.

Bei der Ausführung durch die Mosaikwerkstätten W. Pütz in Modellen und Gustav van Treeck wurde jeder einzelne Stein mit Sorgfalt ausgewählt, wobei sich zeigte, daß das Marmor material in bezug auf Farbenreichtum fast unbegrenzt ist.

Der Entwurf zu einigen der Blumen stammt von Frau Conta, geb. M. Piloty, München-Berlin.

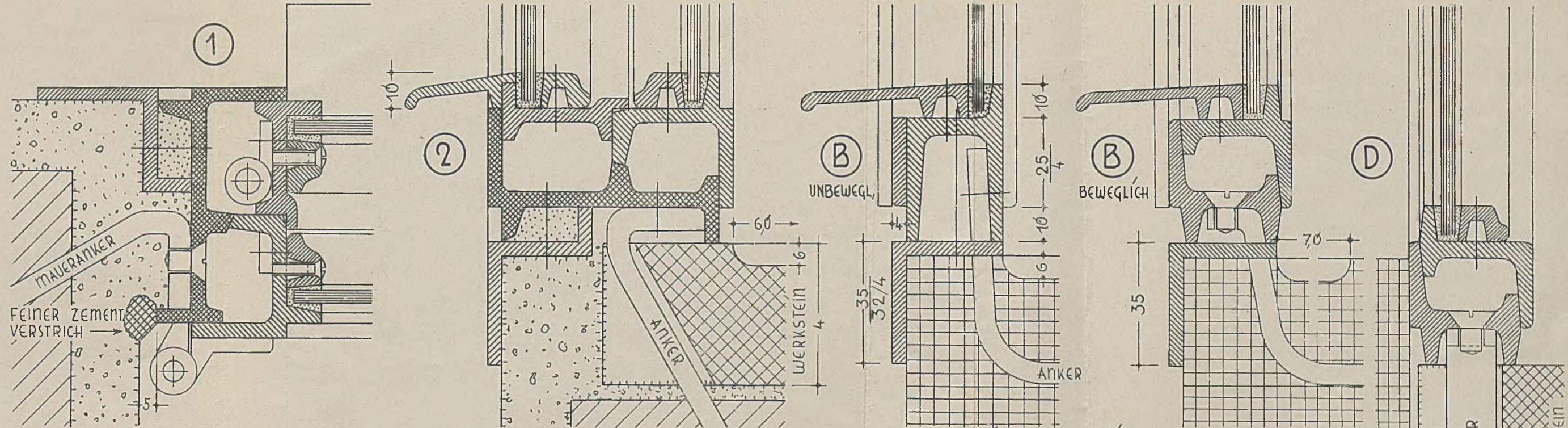


MARMOR-MOSAIK

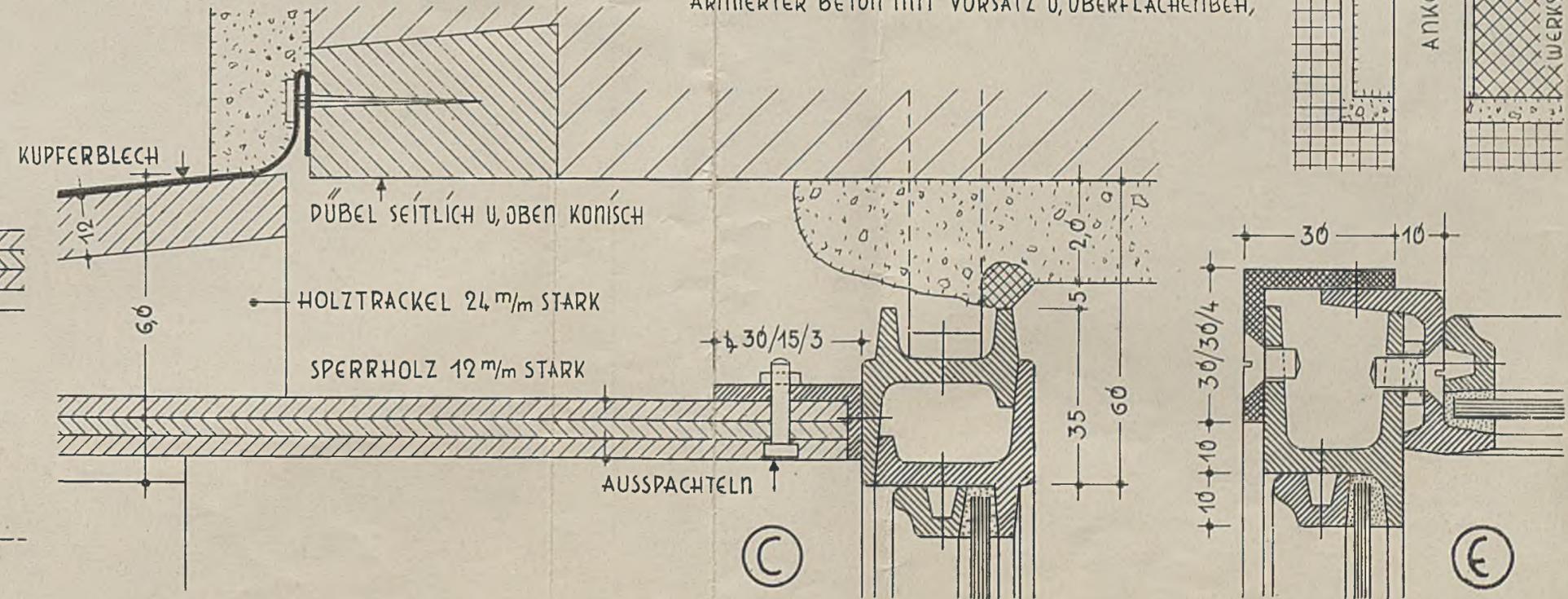
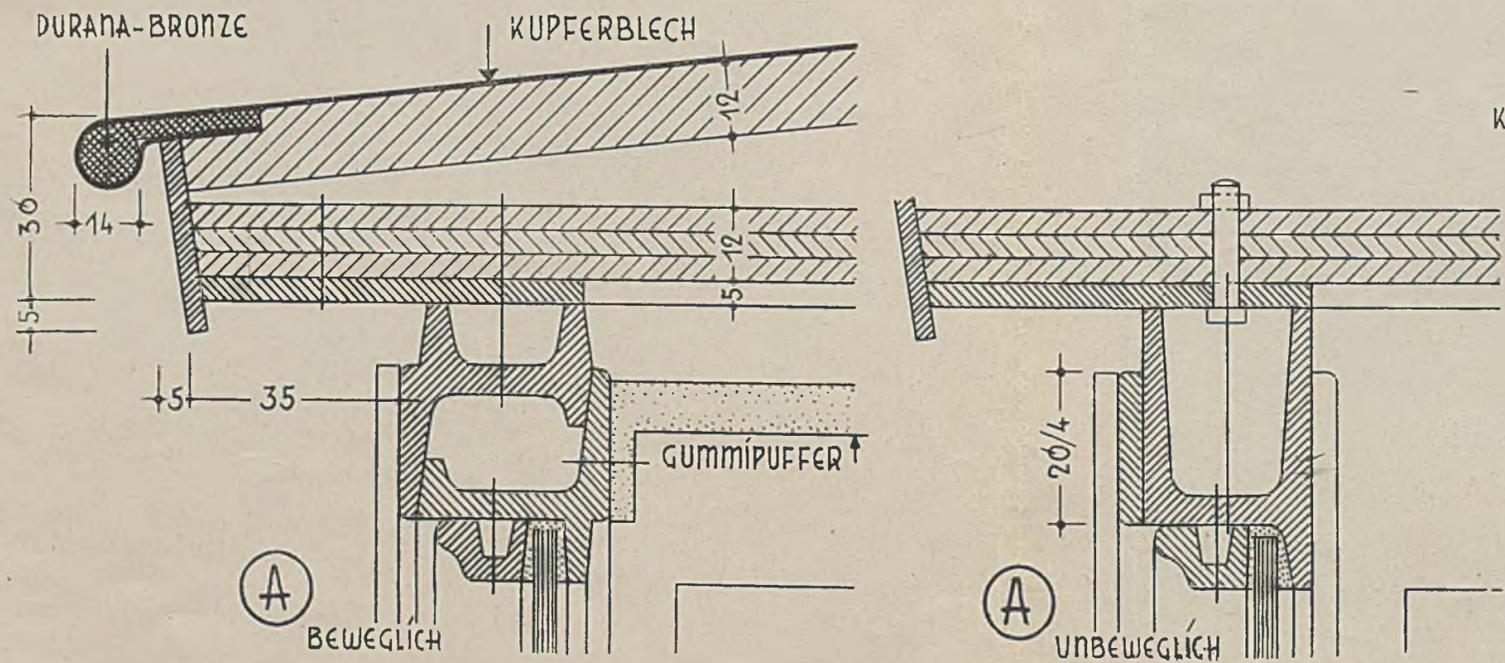
*in der Aussegnungshalle des Friedhofes am Perlacher Forst in München
von Annemarie Naegelsbach (siehe Text im Hauptteil S. 32)*

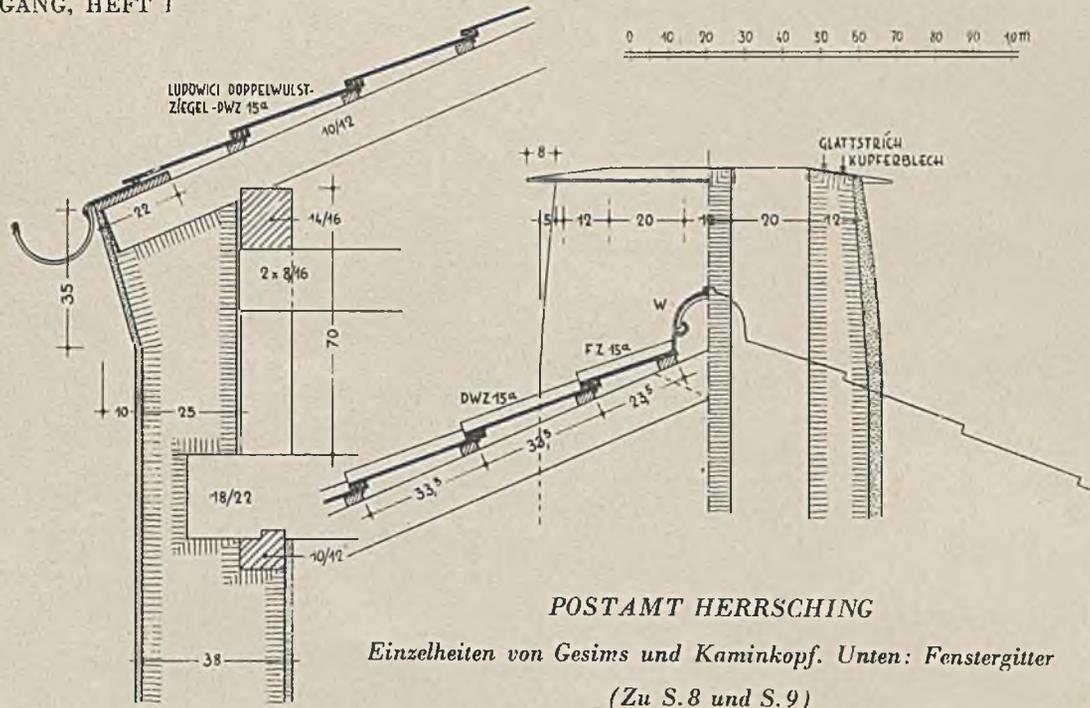
POSTGEBÄUDE IN RODACH

Einzelheiten der Metallfenster in natürlicher Größe

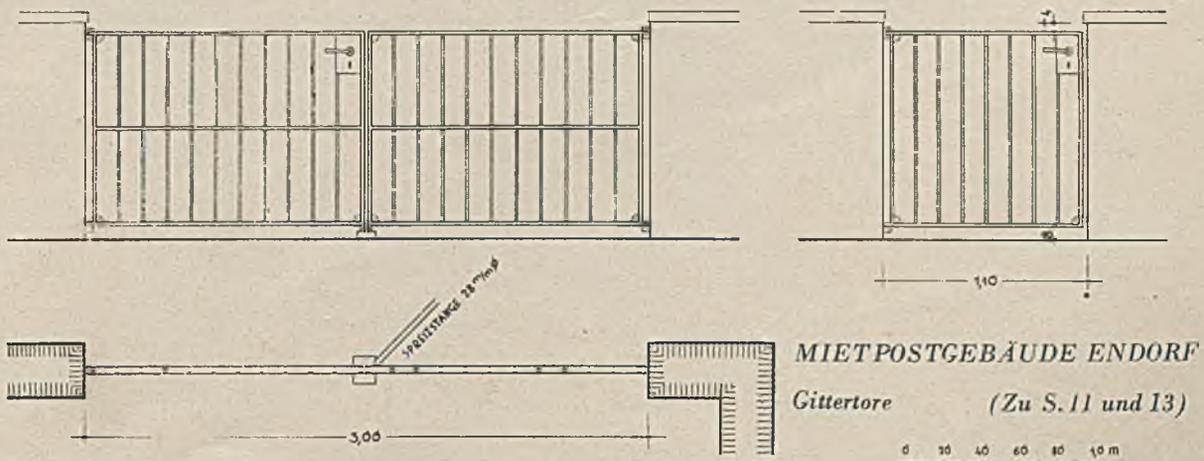
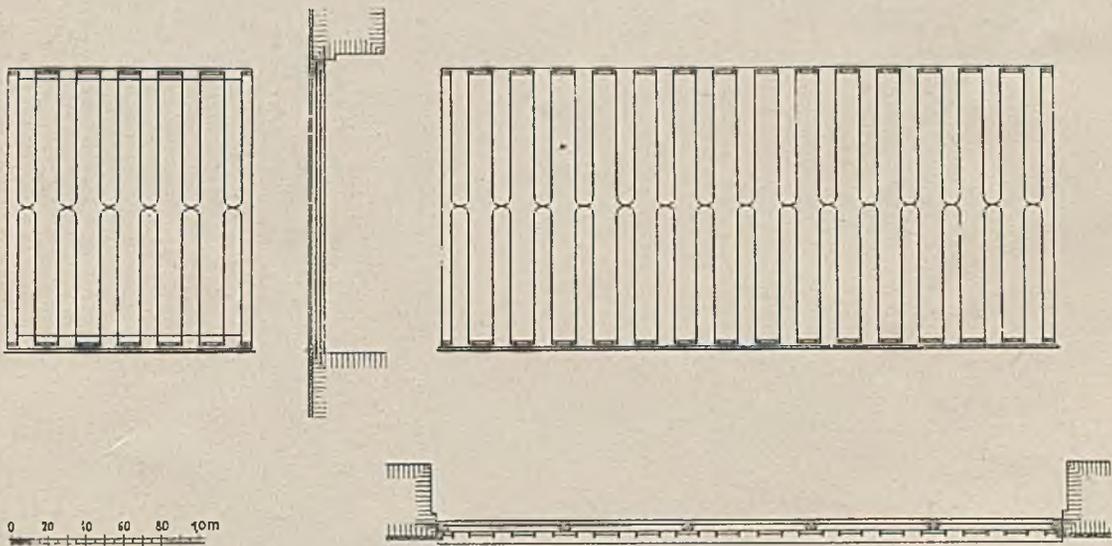


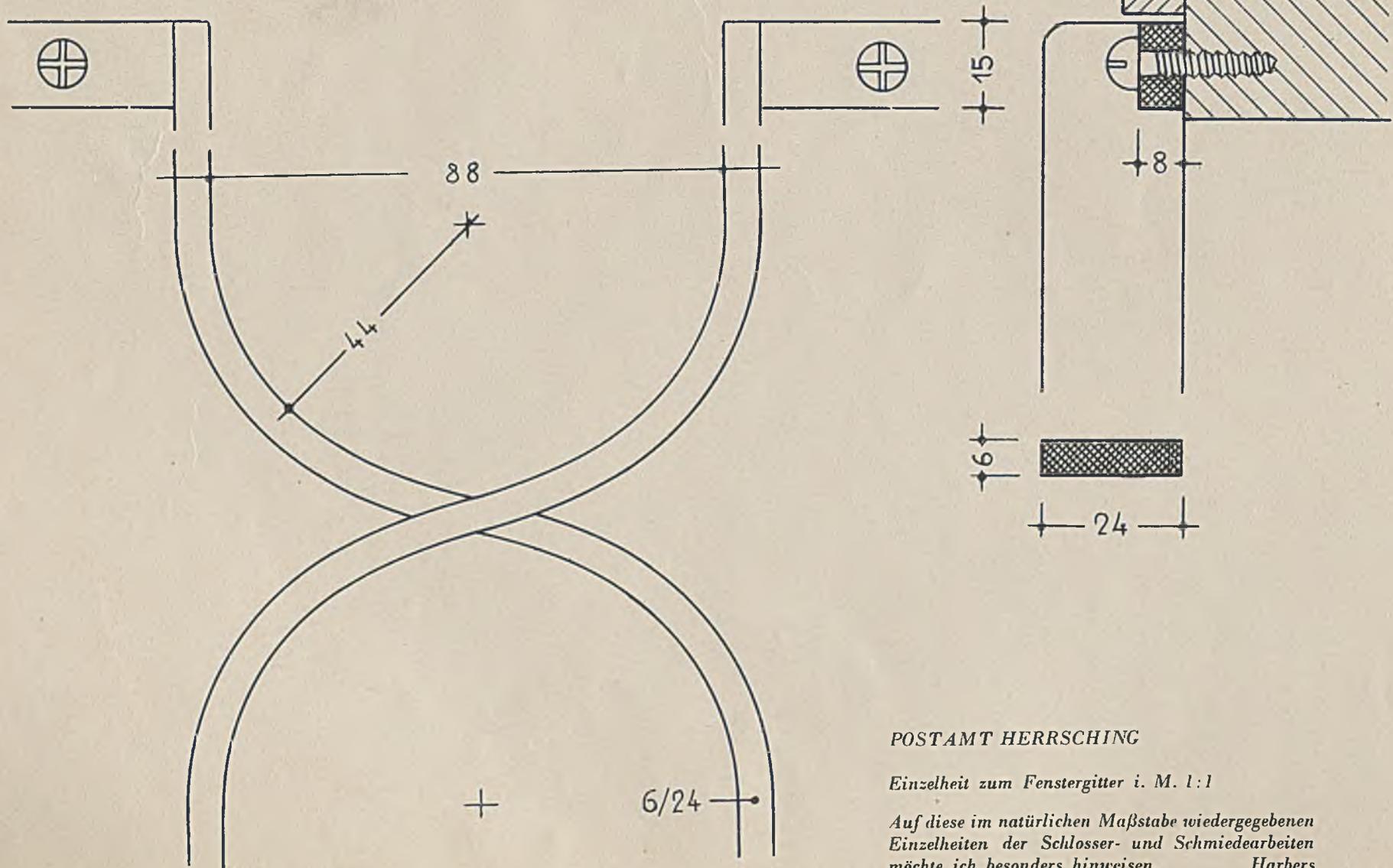
ARMIERTER BETON MIT VORSATZ U. OBERFLÄCHENBEH.





POSTAMT HERRSCHING
Einzelheiten von Gesims und Kaminkopf. Unten: Fenstergitter
(Zu S.8 und S.9)

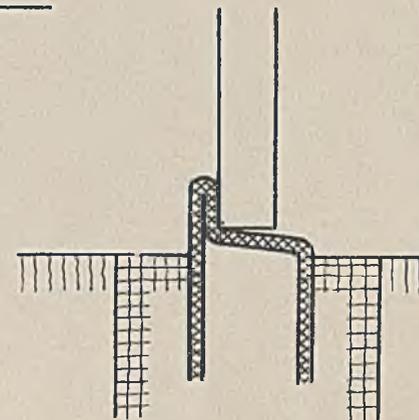
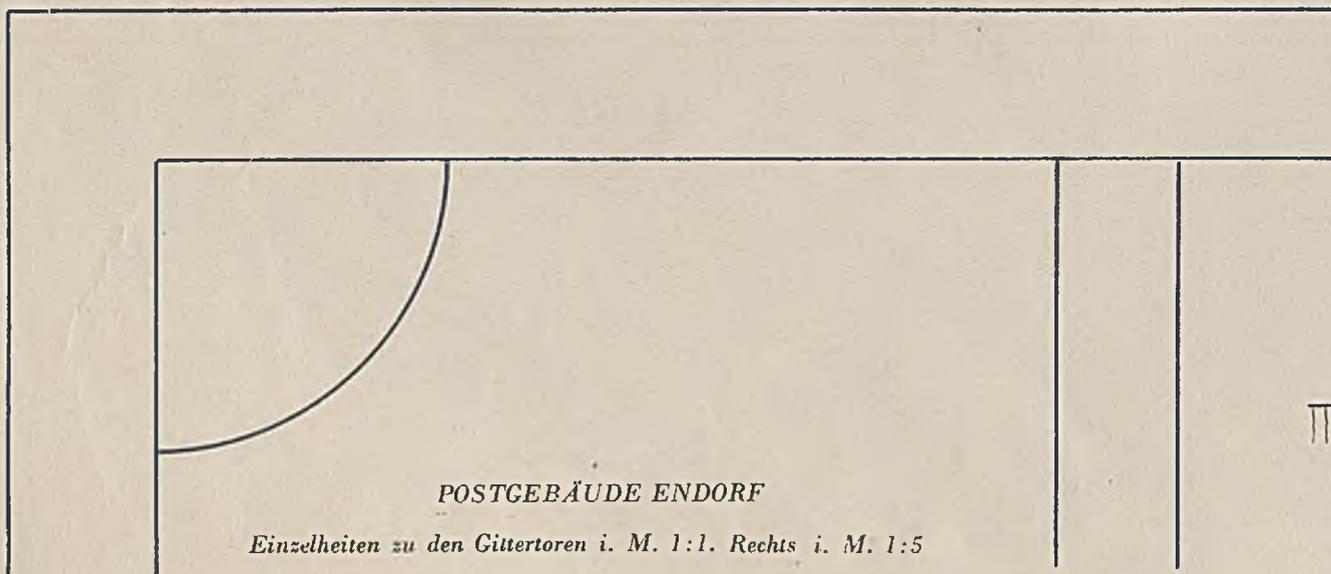
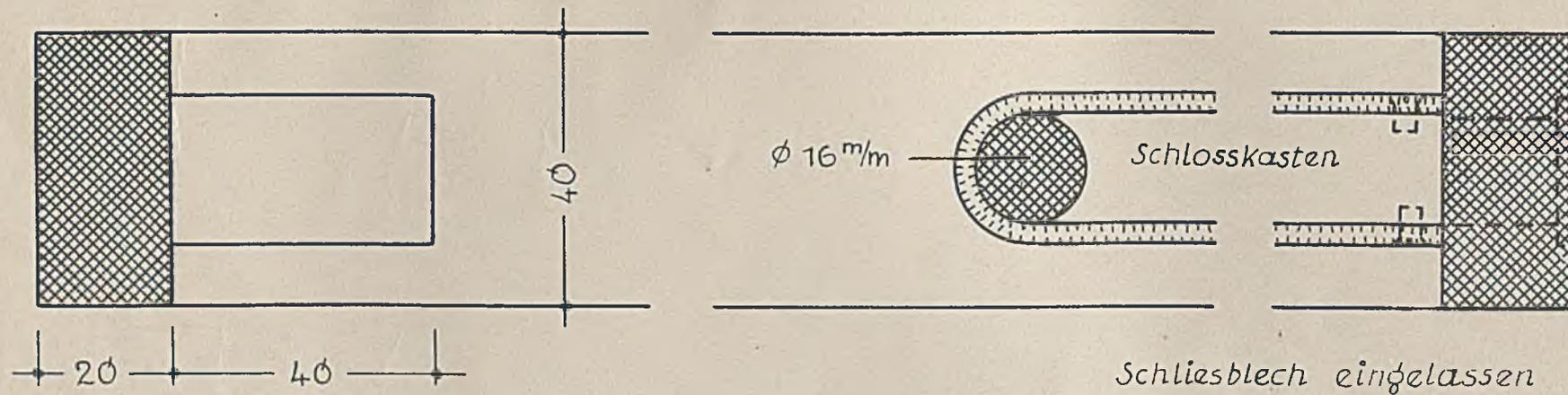




POSTAMT HERRSCHING

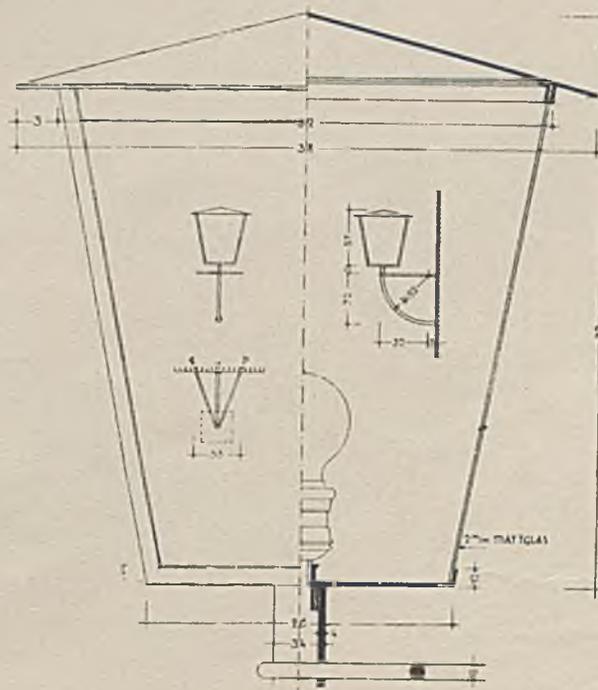
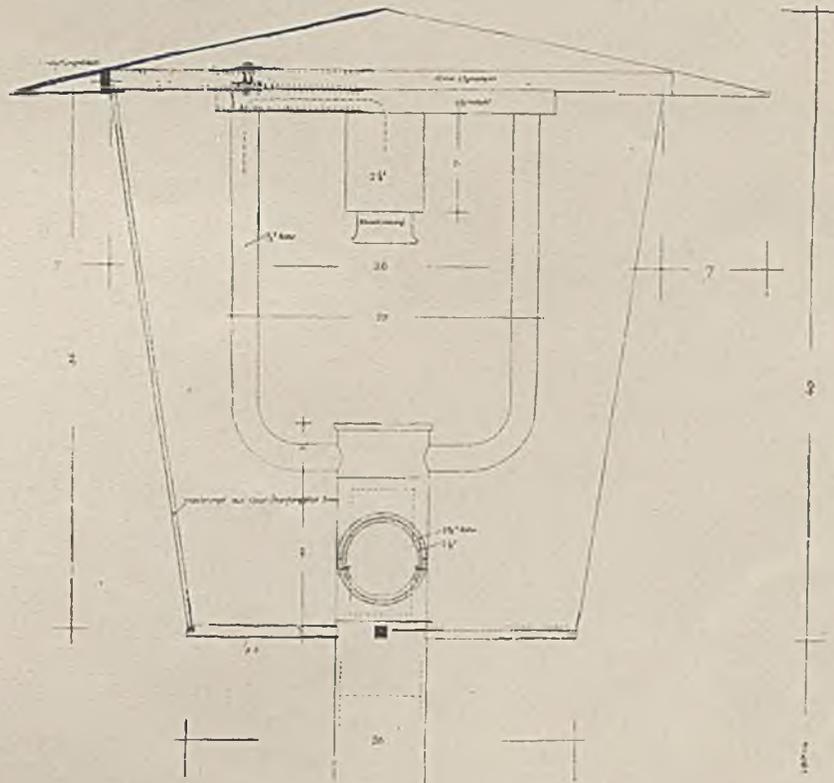
Einzelheit zum Fenstergitter i. M. 1:1

Auf diese im natürlichen Maßstabe wiedergegebenen Einzelheiten der Schlosser- und Schmiedearbeiten möchte ich besonders hinweisen. Harbers

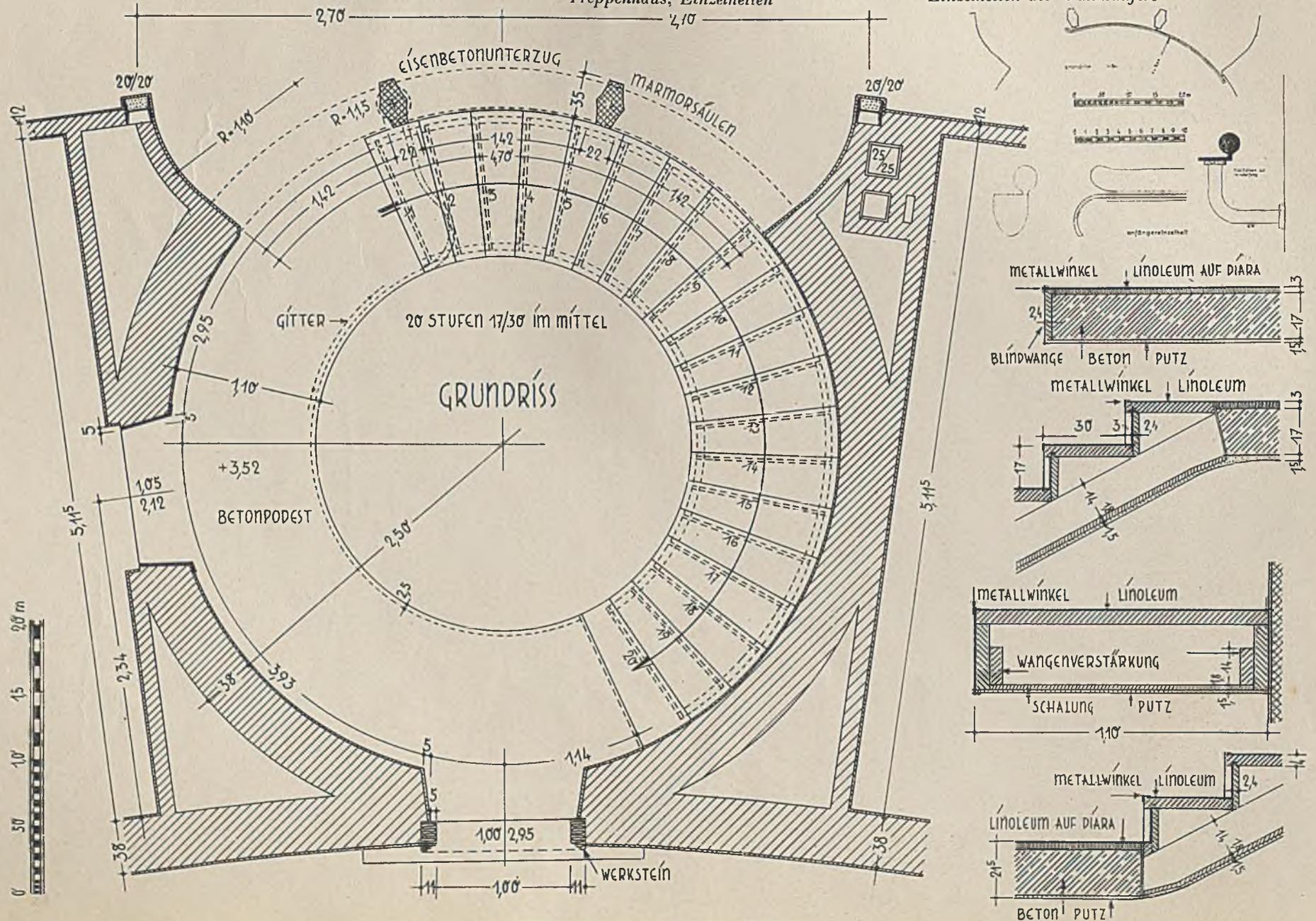


POSTGEBÄUDE IN OBERMENZING,

Beleuchtung im Hof

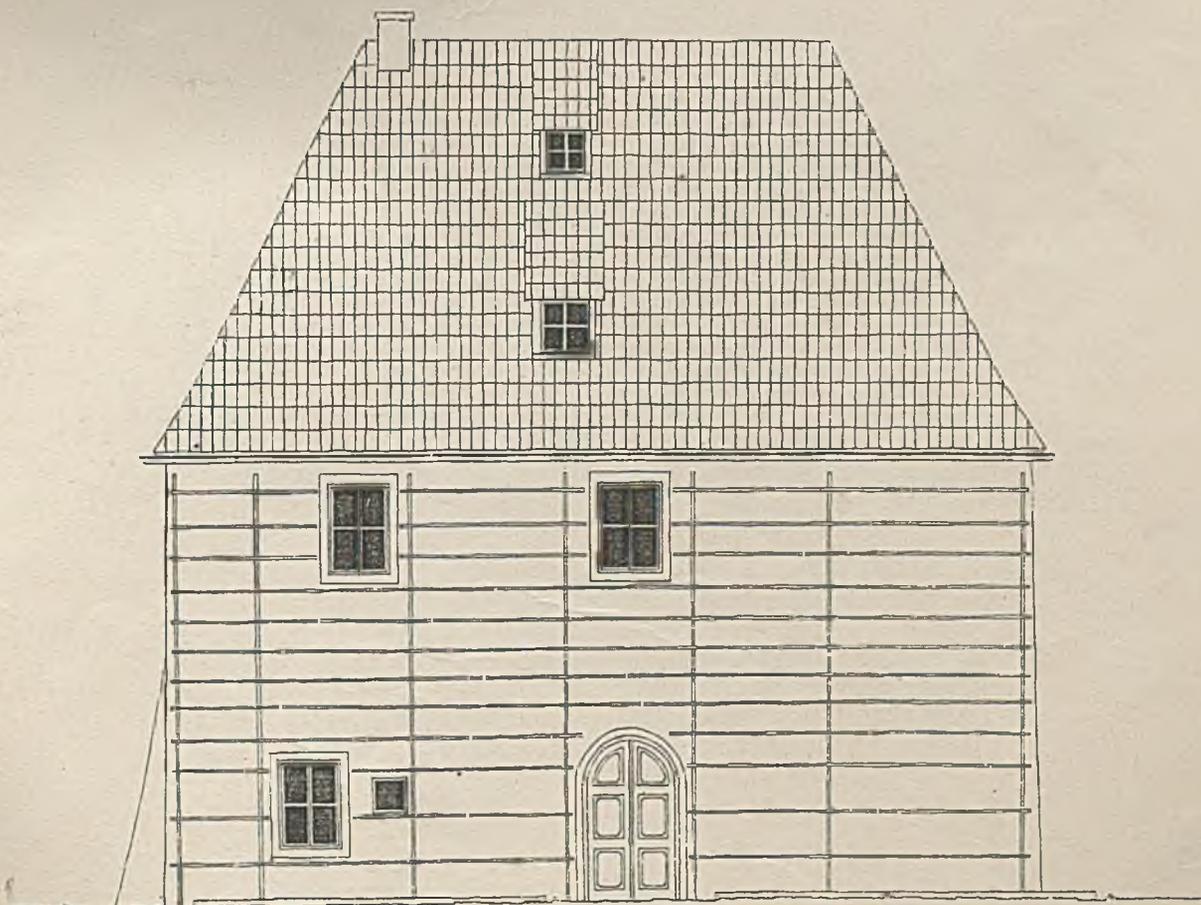
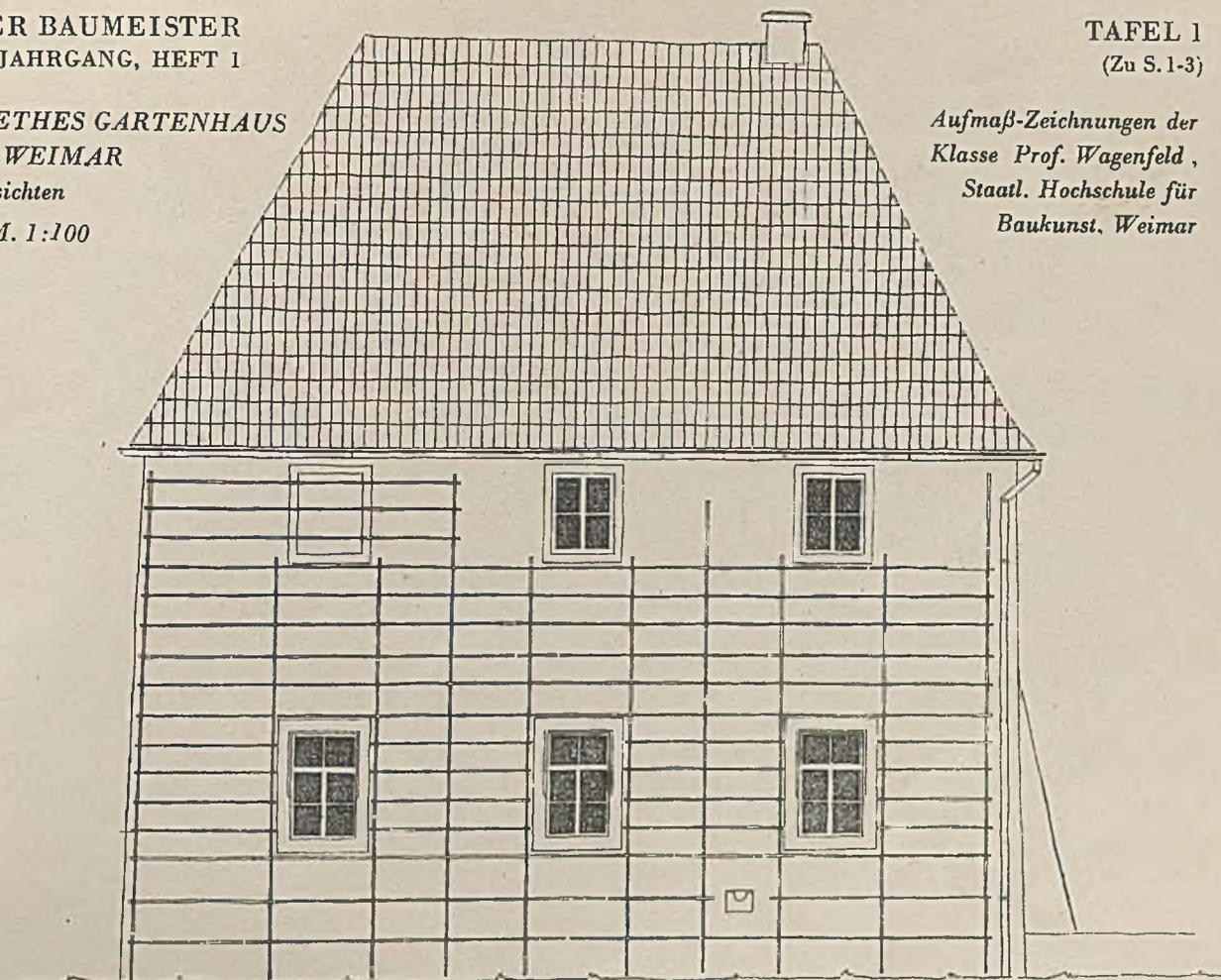


POSTGEBÄUDE IN ENDORF
Lampe am Treppenhauseingang i. M. 1:5

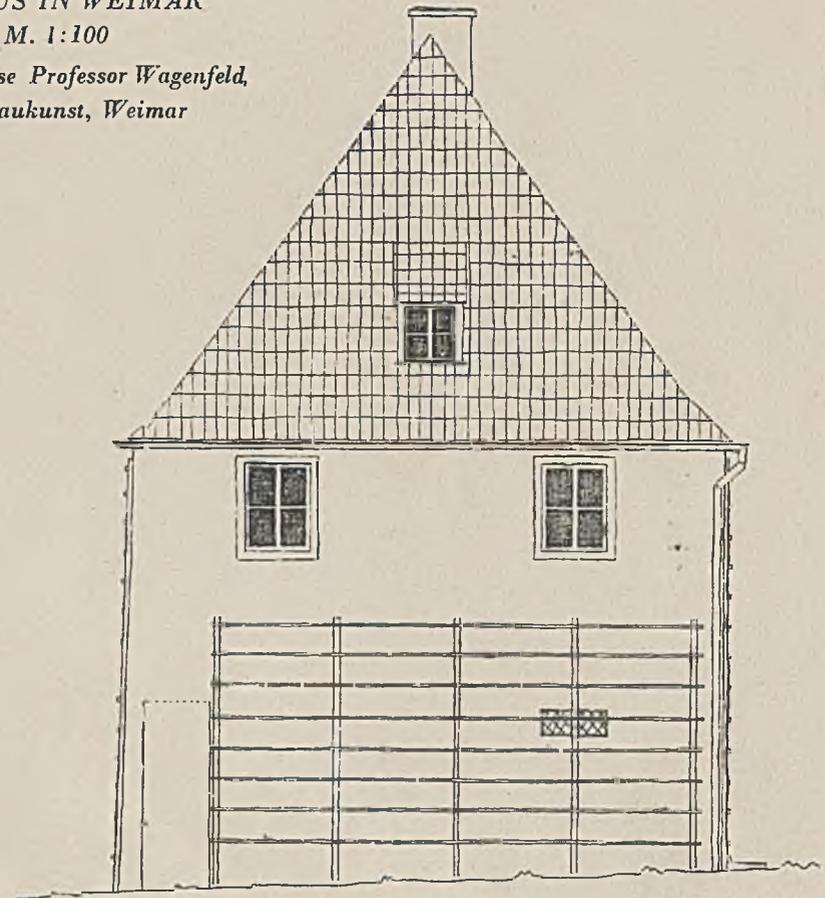
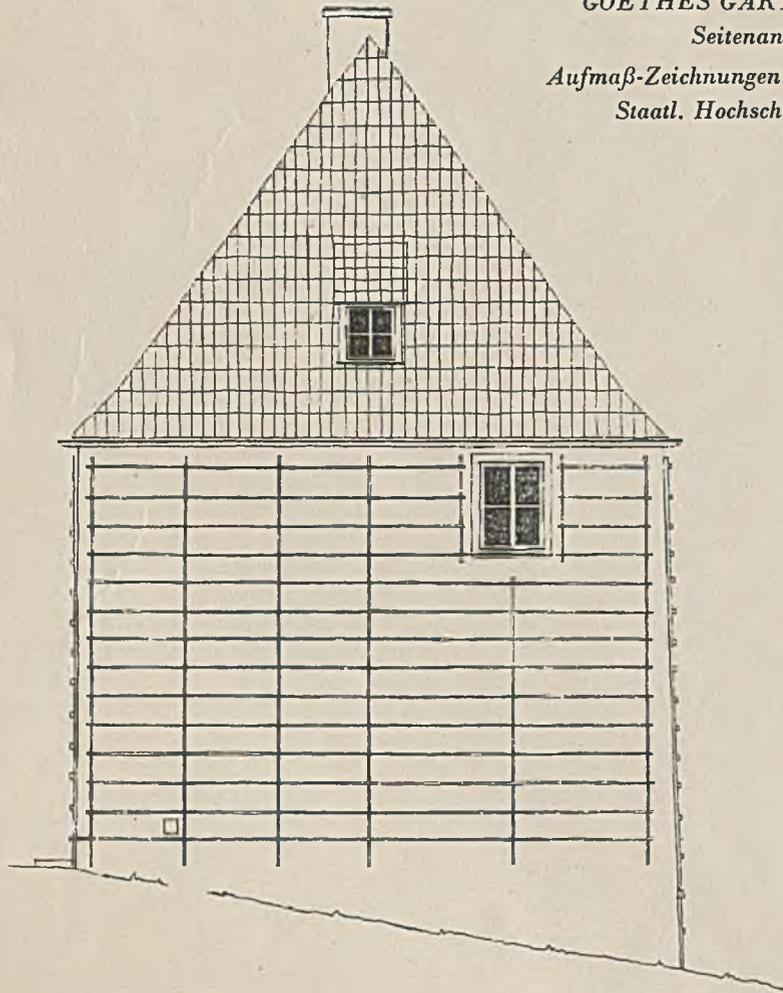


GOETHES GARTENHAUS
IN WEIMAR
Ansichten
i. M. 1:100

Aufmaß-Zeichnungen der
Klasse Prof. Wagenfeld,
Staatl. Hochschule für
Baukunst, Weimar

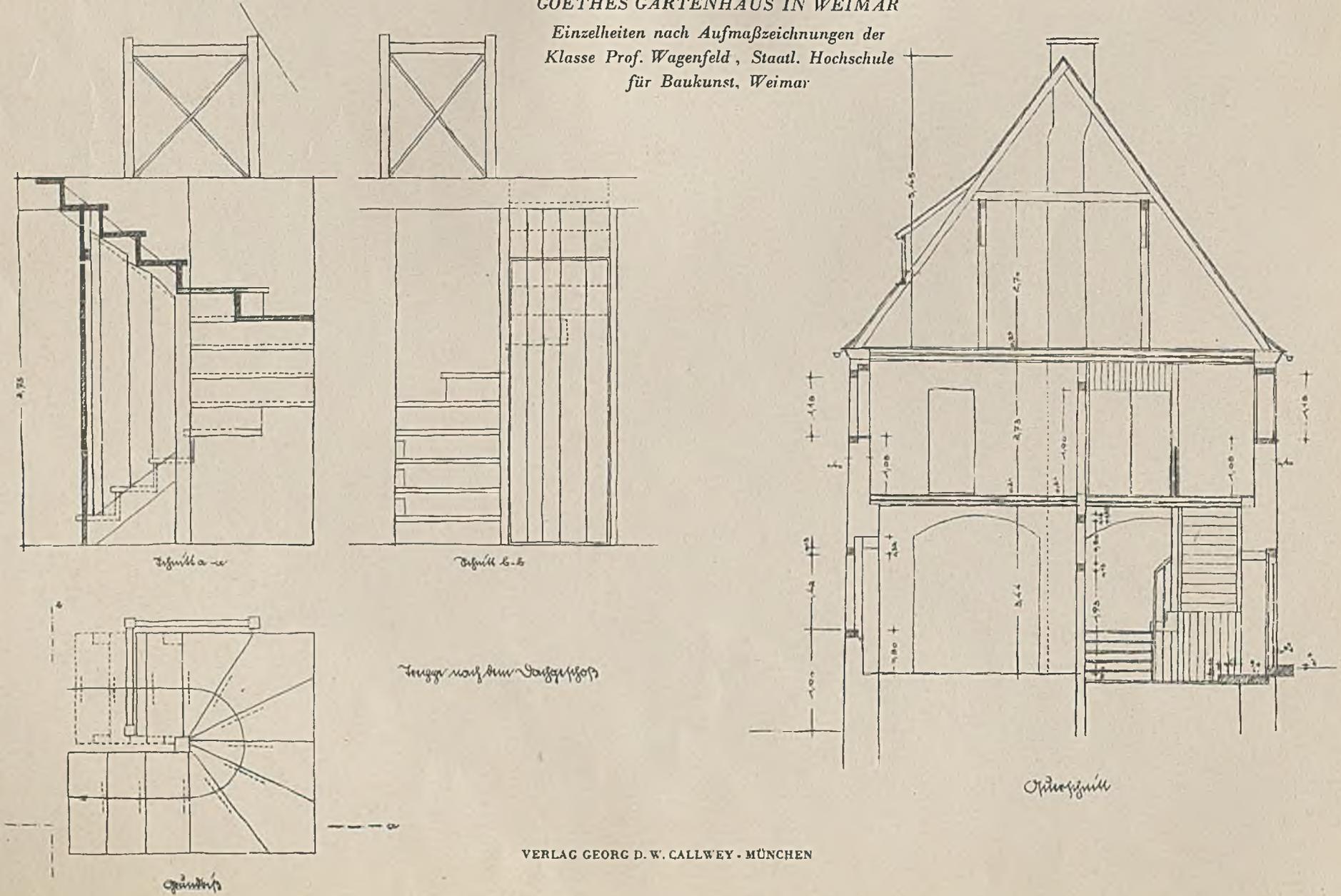


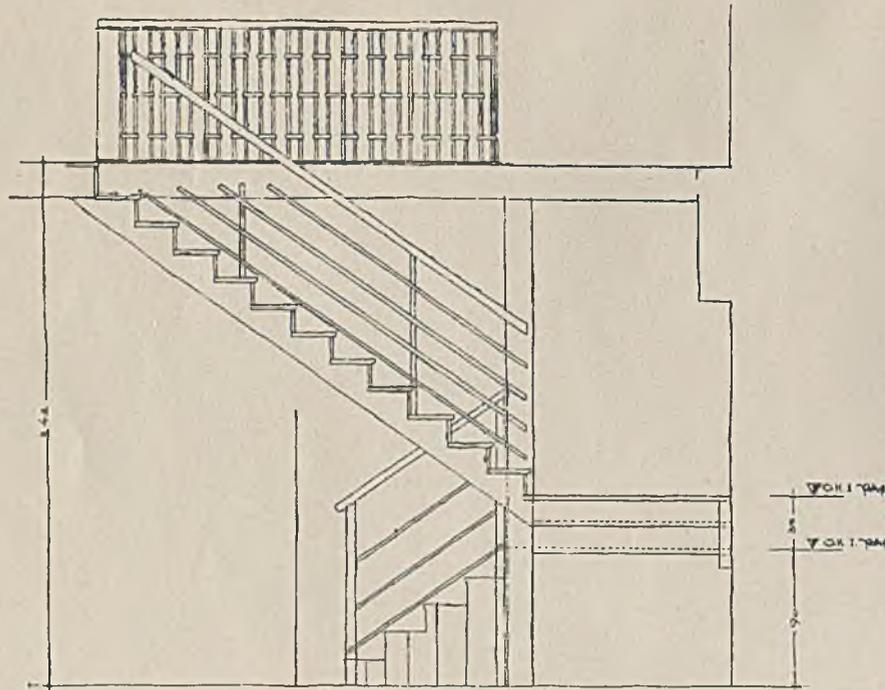
GOETHES GARTENHAUS IN WEIMAR
Seitenansichten i. M. 1:100
Aufmaß-Zeichnungen der Klasse Professor Wagenfeld,
Staatl. Hochschule für Baukunst, Weimar



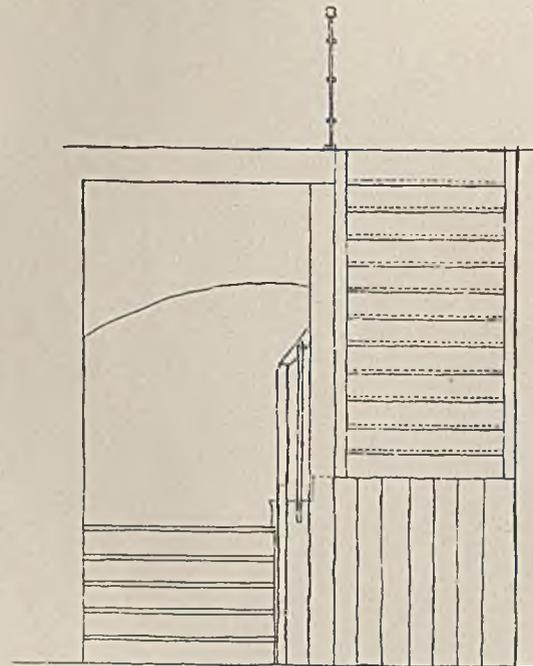
GOETHES GARTENHAUS IN WEIMAR

Einzelheiten nach Aufmaßzeichnungen der
Klasse Prof. Wagenfeld, Staatl. Hochschule
für Baukunst, Weimar

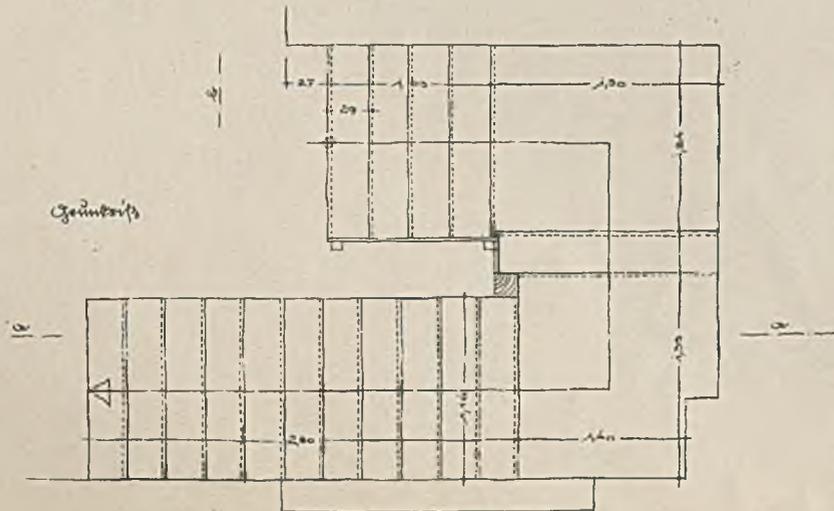




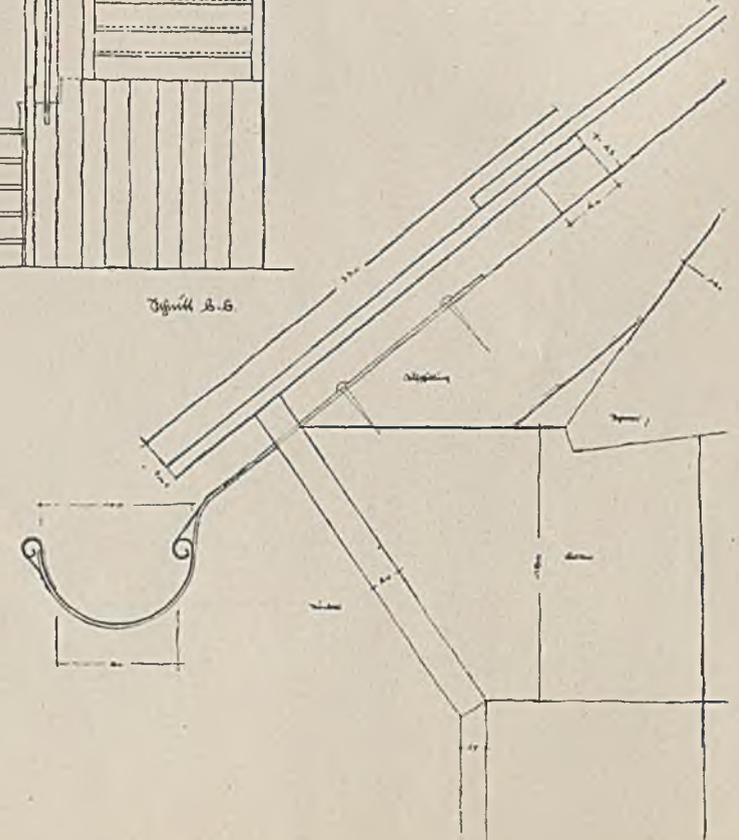
Dgull a-o



Dgull b-b

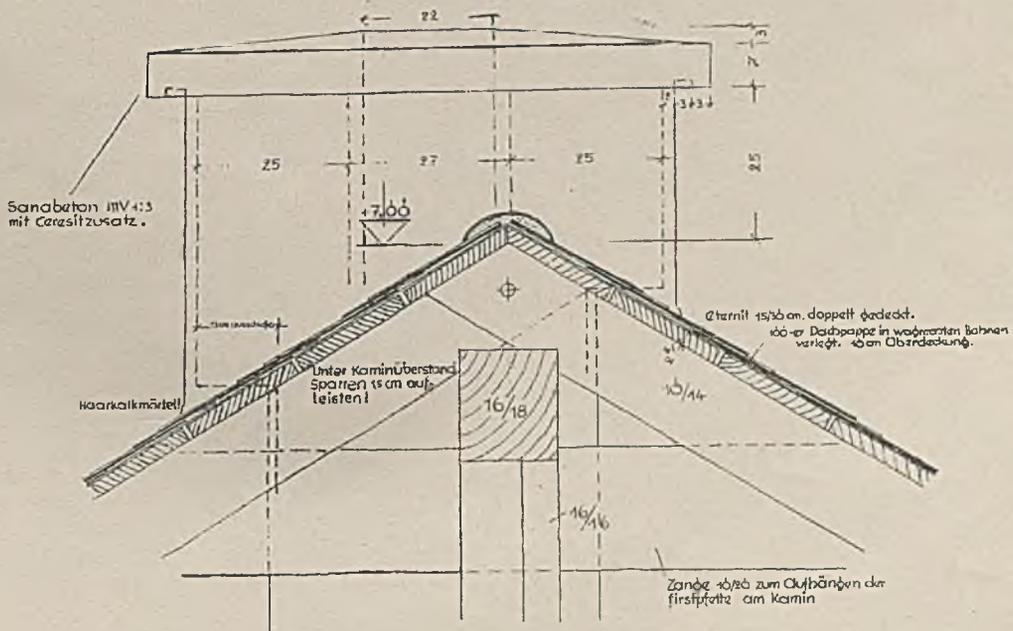
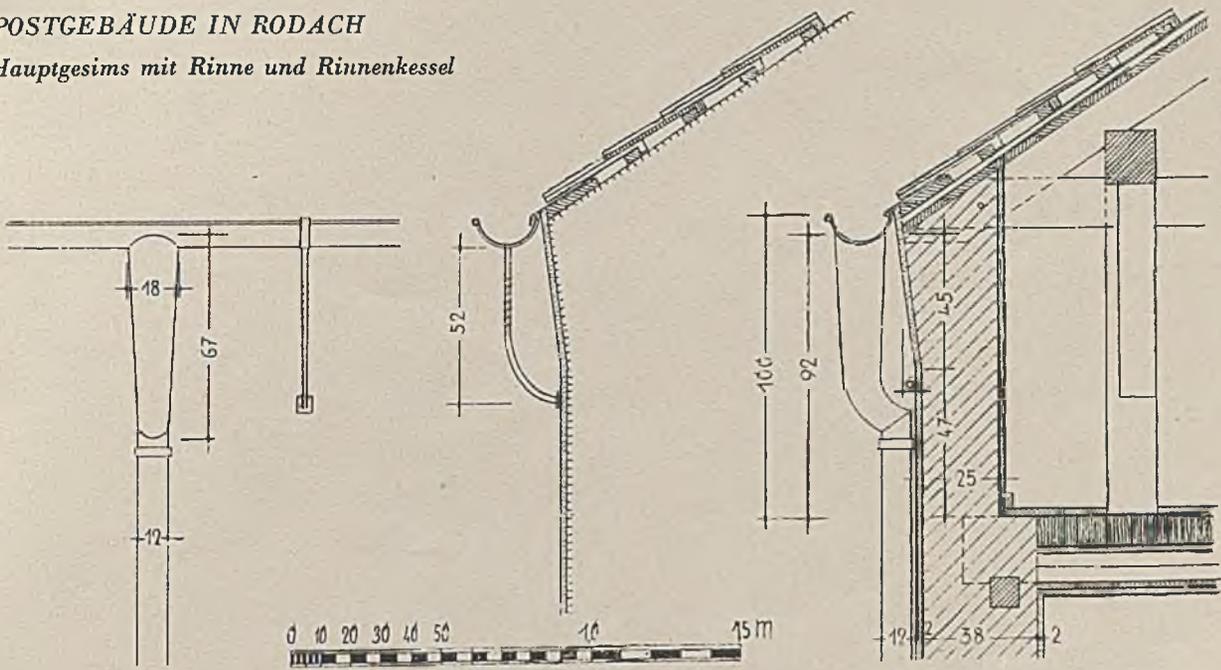


Grundriss



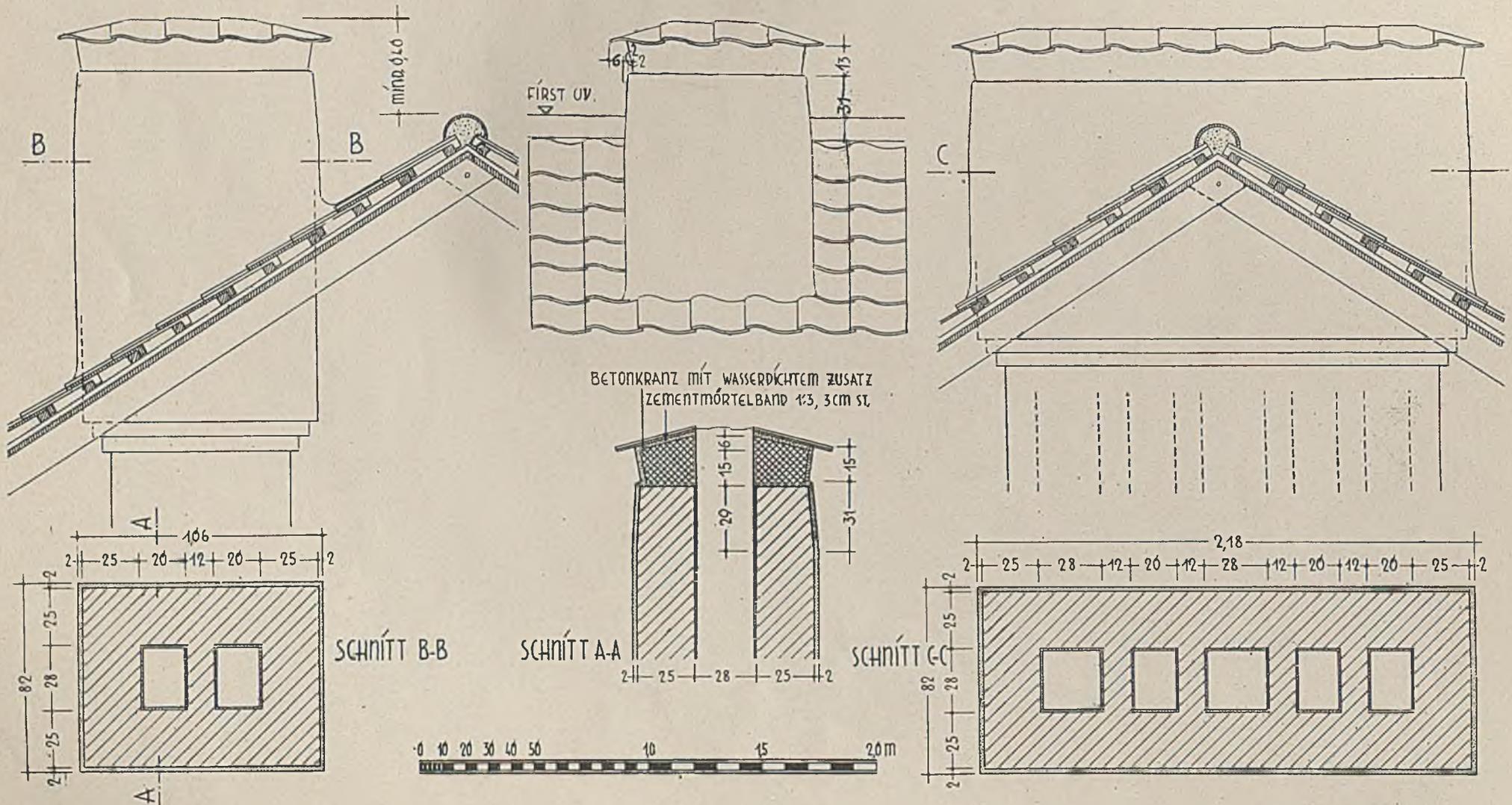
POSTGEBÄUDE IN RODACH

Hauptgesims mit Rinne und Rinne-kessel



Kaminkopf und firstausbildung.

POSTGEBÄUDE IN RODACH
Kaminköpfe



POSTGEBÄUDE IN RODACH, Erkerfenster

